

Männlichkeit und Krieg

**Dokumentation einer Fachtagung
des Forum Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse
und der Heinrich-Böll-Stiftung am 7./8. November 2003 in Berlin**

**Herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung
und dem Forum Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse**

Das Forum Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse ist ein lockeres Netzwerk von Männern, die in den Bereichen Männer-/Geschlechterforschung, Männerbildung, Männerberatung und -politik arbeiten. Das Forum veranstaltet zweimal jährlich Fachtagungen, die themenzentriert unterschiedliche Blickrichtungen aus Theorie, Forschung, Praxis und Politik zusammenbringen und insbesondere dem Erfahrungsaustausch dienen. Die Tagungen werden von Mitgliedern des Forums in wechselnden Gruppen vorbereitet und durchgeführt. Die bisherigen Tagungen befassten sich u.a. mit den Themen „Akteure des Wandels – Männer im Gender Mainstreaming“, „Männer und Sex(ualität) – Erotik im Geschlechterverhältnis“, „Konflikt und Geschlecht“, „Vater werden, Vater sein, Vater bleiben“, „Mann oder Opfer?“, „Männerlernprozesse“, „Männer und Körperlichkeit“, „Alles Gender? Oder was? Theoretische Ansätze zur Konstruktion von Geschlecht(ern) und ihre Relevanz für die Praxis in (Männer)Bildung, Beratung und Politik“. Nähere Informationen dazu finden Sie auch unter www.forum-maenner.de. Dort werden auch die Themen und Termine der geplanten Veranstaltungen angekündigt. Die Heinrich-Böll-Stiftung unterstützt das Forum als Koordinationsstelle organisatorisch, finanziell und ideell. Wenn Sie in den Verteiler des Forums aufgenommen werden wollen, dann wenden Sie sich an: Heinrich-Böll-Stiftung, Forum Männer, z.Hd. Henning von Barga, Rosenthaler Str. 40/41, 10178 Berlin, Fon 030-28534-180, Fax 030-28534-5180, E-mail: gender@boell.de. Weitere Informationen finden sich auch unter www.forum-maenner.de

Schriften zur Geschlechterdemokratie der Heinrich-Böll-Stiftung Nr. 10
Männlichkeit und Krieg

Dokumentation einer Fachtagung des Forum Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse und der Heinrich-Böll-Stiftung am 7./8. November 2003 in Berlin

Tagungskonzept: Stefan Beier, Dieter Dorn, Klaus Schwerma, Peter Thiel, Willi Walter, Henning von Barga

1. Auflage, Dezember 2004
© bei der Heinrich-Böll-Stiftung
Alle Rechte vorbehalten
Druck: agit-druck

Die vorliegenden Beiträge müssen nicht die Meinung der Herausgeber wiedergeben.

Die Schreibweise entspricht den Regeln der neuen Rechtschreibung gemäß den Empfehlungen der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung.

Bestelladresse:
Heinrich-Böll-Stiftung, Hackesche Höfe, Rosenthaler Str. 40/41, 10178 Berlin, Tel. 030-285340, Fax 030-28534109, Email: info@boell.de, Internet: www.boell.de

Inhalt

Vorwort	5
<i>Willi Walter</i>	
Der Krieg ist der Vater aller Dinge. Männer kriegen – keine Kinder. Zur Psychoanalyse der kulturellen Affinität von Männlichkeit und Krieg	7
<i>Christine Eifler</i>	
Militär und Geschlechterverhältnisse	27
<i>Hans-Joachim Lenz</i>	
Als Junge im Bombenkrieg – Gespräch mit einem Zeitzeugen. Das Denkmuster „Mann oder Opfer“ und seine Folgen (nicht in der Online-Version vorhanden!)	38
Programm der Fachtagung	78

Vorwort

Im Jahr 2002 wurden weltweit mehr als 40 bewaffnete Konflikte ausgetragen. Die wenigsten waren „traditionelle“ Kriege, also militärische Konflikte zwischen souveränen Staaten, sondern regionale Auseinandersetzungen zwischen unterschiedlichen Macht- und Interessengruppen. Männer werden in diesen Konflikten in der Regel als Hauptakteure und Nutznießer wahrgenommen, als Opfer werden sie hingegen kaum thematisiert. Hier spiegeln sich Konstruktionen von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ wider, die zum einen konstituierend für Konfliktformen und -verläufe sein können und zum anderen selbst durch diese reproduziert werden. Die Tagung „Männlichkeit und Krieg“ knüpfte inhaltlich an Fragestellungen der beiden letzten Tagungen des Forum Männer, „Konflikt und Geschlecht“ sowie „Männer und Sex(ualität)“, an und vertiefte einige der dort aufgeworfenen Fragen und Aspekte.

Im Mittelpunkt der Tagung standen u.a. folgende Fragen: Wie formt der Krieg Männlichkeits- bzw. Geschlechterkonstruktionen und umgekehrt? Welche Zugänge und Erklärungsmodelle gibt es für den unterstellten Zusammenhang von Männlichkeit bzw. Mannsein und Krieg aus psychoanalytischer und sozialwissenschaftlicher Perspektive? Wie wirken sich Krieg und Militär auf die Konstruktion von Sexualität und sexueller Identität im Geschlechterverhältnis aus und umgekehrt? Für die (politische) Bildungsarbeit sowie die Jungen- und Männerarbeit wurde diskutiert, wie das Thema inhaltlich und methodisch in Zukunft aufgegriffen werden kann. Als neuer Ansatz gab hier ein Zeitzeugengespräch zum Thema „Als Junge im Bombenkrieg“ Einblicke in die sonst weitgehend verschlossene Gefühls- und Erfahrungswelt von Jungen und Männern und hinterließ bei den Teilnehmerinnen und Teilnehmern tiefe Eindrücke.

Die Tagung hat sicherlich dazu beitragen, den Diskurs über Männlichkeit, Gender und Krieg voranzutreiben, und sie hat die Auseinandersetzung mit dem Stellenwert von Krieg und Militär für Männlichkeits- und Weiblichkeitskonstruktionen in unserer Gesellschaft, insbesondere auch in Hinblick auf Männer als Opfer von Krieg, gefördert. In dieser Publikation sind nun die Vorträge und das Zeitzeugengespräch nachzulesen. Die Dokumentation steht auch im Internet unter www.boell.de als Download im pdf-Format zum Teil zur Verfügung.

Wir bedanken uns bei allen Männern und Frauen, die zum Zustandekommen der Tagung und dieser Dokumentation beigetragen haben.

Stefan Beier, Dieter Dorn, Klaus Schwerma, Peter Thiel, Willi Walter
Vorbereitungsgruppe Forum Männer

Henning von Barga
Heinrich-Böll-Stiftung

Willi Walter

Der Krieg ist der Vater aller Dinge

Männer kriegen – keine Kinder

Zur Psychoanalyse der kulturellen Affinität von Männlichkeit und Krieg

„Der Krieg ist der Vater aller Dinge“

Diese Redewendung wird dem griechischen Philosophen Heraklit zugeschrieben. Interpretiert wird sie häufig so, dass der Krieg eine Art Katalysator der Entwicklung von Kultur und Fortschritt sei. Nicht einmischen möchte mich in den Streit darüber, wie Heraklit den Satz eigentlich gemeint hat. Es gibt jedenfalls Interpreten, die Heraklit eher für einen Pazifisten denn für einen Kriegsverherrlicher halten. Spannender ist m.E. die Frage, warum sich die heute gängige Interpretation durchsetzte und bis heute zahlreiche Anhänger findet. Danach gehört der Krieg als Vater aller Dinge jedenfalls zum Menschsein integral dazu. Man fragt sich natürlich, ob analog dann der Friede als Mutter aller Dinge gedacht werden muss.

Es gibt denn auch einige Denkerinnen und Denker, die Krieg und Frieden als sich bedingendes Paar ansehen, welches zum Wesen des Menschen gehöre. Von da her werden Vorstellungen, der Mensch könnte den Krieg jemals ganz abschaffen, als irrales Wunschdenken verstanden.

Krieg ist zunächst immer unmittelbar Elend, Leid, Tod und Zerstörung. Gleichzeitig bedeutet Krieg auch Veränderung. Wie schon bei Heraklit im Ansatz zu erkennen, entscheidet der Krieg über Macht und Einfluss der Menschen. Er macht Gewinner und Verlierer, Tote und Überlebende, Opfer und Täter.

Ich möchte an dieser Stelle nicht mit der Frage nach der Möglichkeit des gerechten Krieges (*bellum justum*) beschäftigen, einer seit dem Mittelalter bis in unsere Zeit immer wieder neu diskutierten Frage. Vielmehr möchte ich fragen, wie es dazu kommt, dass Krieg so sehr mit Männlichkeit verschränkt ist, dass nicht nur der Krieg als Vater gesehen, sondern auch sonst kulturell Männlichkeit und Krieg als scheinbar untrennbar verbundene konstruiert sind.

Die vielfältige Verbindung von Männlichkeit, Vaterschaft und Krieg wird deutlich am Beispiel einer Fallgeschichte. Es ist die Geschichte dreier Generationen von Männern in Deutschland, in denen der („2. Welt-) Krieg auf sehr unterschiedliche Weise zum „Vater“ ihrer Männlichkeit wurde. Es ist die Geschichte von Josef, seinem Sohn Gottfried und des Enkels von Josef, den ich hier Theodor nenne. Diese Geschichte verweist auf folgendes:

1. Dass die Redewendung vom *Krieg als Vater aller Dinge* eine vielschichtige Bedeutung haben kann. Sie ist nicht reduziert auf die populärste Assoziation, welche sich auf den Krieg als Motor technologischer Entwicklungen bezieht. Der Krieg ist der Vater verschiedener Männlichkeiten. Er beeinflusst auch die Entwicklung von Jungen und Männern in Friedens- bzw. Nicht-Kriegs-Zeiten. Der Krieg ist auch der Vater der radikalen Kriegsgegner.
2. Die Geschichte soll auf einen möglichen Zusammenhang zwischen Krieg und Vaterschaft hinweisen. Die Gegenthese zu „Männer kriegen – keine Kinder“ lautet nämlich: Wenn Männer Kinder kriegen, brauchen sie nicht mehr zu kriegen (im Sinne von Krieg führen).

Der Krieg als Vater von Gottfried und Theodor

Theodor ist ein Junge, der schon in frühester Kindheit immer wieder die Kriegsgeschichten seines Großvaters erzählt bekommt. Wie viel andere Enkel von kriegsteilnehmenden Wehrmachtssoldaten, erfährt Theodor von nicht-verarbeiteten Kriegserlebnissen seines Großvaters. Es sind die immer gleichen und doch sich immer wieder leicht verändernden Geschichten, die sein Großvater Josef ihm anvertraut. Aus ihnen spricht schlechtes Gewissen und die Not, welche von Geschehnissen stammen, die Josef erlebt hat und die ihn bis zu seinem Tode nie wieder los lassen werden. Erlebnisse, über die er mit kaum jemand wirklich sprechen kann oder will und die doch heraus wollen. Die Geschichten zeigen einen Soldaten Josef, der zwar im Krieg ist, der aber trotzdem versucht, sein vom katholischen Glauben geprägtes Wertesystem mehr oder weniger tapfer zu retten. Im Unterschied zu Kameraden, so sagt er, widersteht er der Versuchung von Frauen und Prostituierten, und versucht sich als Schneider und Koch gut zu führen, um nicht Menschen erschießen zu müssen. Außerdem steht er zu seinem katholischen Glauben, so gut er kann.

Hannes Heer, der Leiter der Wehrmachtausstellung stellt fest, dass es ein immer wiederkehrendes Muster gibt: „Es ist zunächst oft die Geschichte eines Verbrechens, an dem der Erzähler selber nicht beteiligt war. Und dann gibt es eine Art von Zwillingsgeschichte, die ihn in demselben Verbrechenszusammenhang zeigt als denjenigen, der ganz anders gehandelt hat.“ (Die Zeit Nr. 22, 27.Mai 1999, S. 55) Es lässt sich schwer feststellen, wie die Realität aussieht. Diese Form des Erzählens kann jedoch als eine Art Versuch gesehen werden, Erlebnisse aufzuarbeiten, für die sich der Erzähler schuldig fühlt, von denen er wünscht, er hätte sie nicht erlebt oder damals anders gehandelt. („Erinnern können sich nur diejenigen an Verbrechen, die sie auch damals schon als solche empfunden und erkannt haben.“)

Eine dieser Geschichten prägt sich Theodor ganz besonders ein. Es geht im Kern darum, dass Josef dazu eingeteilt wurde, einen Gefangenen, einen vermeintlichen Partisa-

nen zu bewachen. Josef weiß, dass der Mann am kommenden Tag erschossen werden soll. Es handelt sich um einen kretischen Bauer, der Familie hat. Er fleht und bettelt darum, ihn doch um seiner Frau und Kinder willen frei zu lassen. Josef ist selbst im Krieg Vater geworden. Er hat einen zweijährigen Sohn und seine Frau erwartet ein zweites Kind. Josef lässt ihn nicht frei. Der Mann wird erschossen. Wenn er Theodor dieses Erlebnis schildert, wird Theodor klar, dass Josef sich schuldig fühlt. Eigentlich hätte der Familienvater nicht erschossen werden dürfen. Josef fragt sich und Theodor: „Was hätte ich denn tun sollen? Ich hatte ja selbst eine Frau und Kinder. Hätte ich ihn frei gelassen, wäre ich vors Kriegsgericht gekommen und selbst erschossen worden.“

Die Botschaften, die sich durch diese und andere Geschichten in die männliche Identitätsentwicklung des Sohnes Gottfried und des Enkels von Josef einflechten sind die folgenden:

- Glauben und Werte sind sehr wichtig.
- Halte Dich von den Frauen fern, sonst machst Du Dich (machen sie Dich?) schuldig.
- Mann hat die Wahl: Entweder kann man (leiblicher) Vater und Mitmacher werden – oder man kann kinderlos bzw. vaterschaftslos bleiben und als Mann wenn nötig unter Einsatz des eigenen Lebens in das Geschehen der Welt eingreifen oder zumindest Widerstand leisten, wenn Unrecht droht.
- Vater-Sein heißt hiernach:
 - sein Leben um Frau und Kinder willen höher schätzen als seine Werte und seinen Glauben;
 - die Pflicht zu haben, am Leben zu bleiben, für Frau und Kinder überleben und wieder nach Hause kommen zu müssen;
 - im Krieg Unrecht gegen andere erdulden, ja dabei mitmachen zu müssen.

Gottfried, der Sohn von Josef, wurde im Krieg geboren und verbrachte seine frühen Jahre ohne seinen Vater, der im Krieg war. Der Krieg wurde zum Vater von Gottfried. Auch noch in anderer Weise: Kurz vor ihrem Tod erzählt Gottfrieds Mutter von Alpträumen, die vermuten lassen, dass sie gegen Ende des Krieges von alliierten Soldaten vergewaltigt wurde. Mehr noch als ihr Mann suchte sie Zuflucht und Trost im Glauben. Ihre beiden (Kriegs-) Kinder haben auf ihre Weise den Krieg in sich getragen und ihn auf ihre Weise verarbeitet: Gottfried, Sohn des Krieges und des Soldaten Josef hat die oben genannten Botschaften vernommen und wurde katholischer Priester. So konnte er hoffen, alle Aufträge zu erfüllen: Er würde keinen Militärdienst leisten müssen, würde nie als Soldat herangezogen werden. Auch würde er nie Sexualität mit einer Frau haben müssen und damit sicher sein können, keine Kinder haben zu müssen. So konnte er hoffen, keusch und frei von Schuld bleiben zu können. Er würde das Dilemma seines Vaters vermeiden können, zwischen der Verantwortung als Vater und der als „Mann im Krieg“

entscheiden zu müssen. Der Enkel Theodor wuchs zwei Jahrzehnte nach dem offiziellen Kriegsende in den Kriegserzählungen seines Großvaters auf. Auch nahm er die impliziten Aufträge des Soldaten Josef an. Er lehnte sich gegen den Zwang auf, als Mann Soldat sein zu müssen und dazu gezwungen werden zu können, Unrecht zu erdulden und mitzutragen - oder gar auf Unschuldige zu schießen. Er war bereit, eher zu sterben, ja eher Widerstand zu leisten und auf Leben und Tod zu kämpfen, als sich dem Zwang zu beugen. Fest entschlossen, lieber tot zu sein, als die Freiheit zum Widerstand aufzugeben, verweigerte er total und mit einer Radikalität, die fragen lässt, ob er nicht dabei war, den Krieg, den er eigentlich bekämpfen wollte, auf eine andere Weise fortzupflanzen.

Diese Geschichte zeigt exemplarisch, wie der Krieg Vater unterschiedlicher Männlichkeiten sein kann. Andere Söhne und Enkel des Krieges wählen andere Wege. Einige wählen auch den Weg, ihrem „Vater Krieg“ auf andere Weise treu zu bleiben. Etwa durch die, ihrem „Vaterland“ auf die traditionelle Weise als Soldaten zu dienen – vermutlich begleitet von der Hoffnung, das Vaterland vor oder in einem Krieg schützen zu können.

Leben schenken ist weiblich – Leben nehmen ist männlich?

Der Krieg ist jedoch nicht nur der Vater seiner Söhne, sondern auch der seiner Töchter und Enkelinnen. Gleichwohl scheint er für beide Geschlechter völlig unterschiedliche Aufgaben nahezulegen. Daher muss gefragt werden: Wie kommt es, dass bis in unsere Zeit in fast allen Kulturen die Männer für das Töten und Kriegführen, die Frauen hingegen für das Lebenschenken und Kinderkriegen zuständig sind?

Wieso, so kann man fragen, kommt es zu ausgerechnet dieser dichotomen Gegenübersetzung von Männlichkeit und Weiblichkeit?

Natürlich bieten klassische „Patriarchatstheorien“ mit repressionshypothetischen Ansätzen dafür eine ganz einfache Erklärung dieser Art: Wir leben im Patriarchat, was übersetzt wird mit der Herrschaft der Männer über die Frauen. Krieg ist hiernach die logische Folge krankhaft herrschsüchtiger Männlichkeit, die sich ergießt in Kämpfen um die Vorherrschaft im Patriarchat. Dabei haben Frauen nichts zu suchen, es sei denn als Beute, als Prostituierte, als zu Vergewaltigende, als Gebärmaschinen für neue Soldaten und als zu tötender Feindbesitz.

Derartige Theorien bestechen durch ihre Totalität und funktionieren meist zirkulär bis tautologisch: Jede Frage nach dem Warum, nach Ursachen oder Motiven wird dabei mit dem primären Herrschaftsinteresse der Männer beantwortet. Das schöne an solchen „Erklärungen“ ist, dass die Welt dadurch endlich erklärt wird und fest steht, wer gut und wer böse ist. Ihr Nachteil ist, dass ihr Erkenntniswert sehr begrenzt und inzwischen weitgehend ausgereizt ist.

Spannend ist, die Frage nach Gründen für die oben genannte Dichotomie von Männlichkeit und Krieg auf der einen und Weiblichkeit und Leben auf der anderen Seite eine Ebene tiefer zu analysieren. Wie kommt es zu diesem Gegensatz?¹

Geschlechterneid

Schon zu Lebzeiten Freuds wurden erste psychoanalytische Konzepte von Geschlechterneid entwickelt, welche hier m.E. weiterführen. Diese gingen von einem bei beiden Geschlechtern vorhandenen Neid auf die spezifischen Geschlechtsorgane des jeweils anderen Geschlechts aus. Forscherinnen und Forscher wie Margaret Mead, Bruno Bettelheim² und später Eva Feder Kittay gingen jedoch davon aus, dass sich der Geschlechtsneid von Männern deutlich von dem der Frauen unterscheidet, weil er grundsätzlicher, existentieller und wirkmächtiger sei.

Der spezifische Geschlechtsneid der Männer, häufig verkürzt auch Gebärneid genannt, bezieht sich zunächst einmal auf die Fähigkeit, ein Kind zu gebären. Gemeint ist darüber hinaus der Neid von Männern auf die generativen und die kulturell damit verbundenen „(re-)produktiven“³ Fähigkeiten der Frauen und insbesondere auf die „weibliche“ Fähigkeit zu Schwangerschaft und Geburt und auf die Fähigkeit, dem Kind die Brust zu geben und zu stillen. Manchmal bezieht sie sich auch auf die Fähigkeit zu Menstruation und auf die „weiblichen primären und sekundären Geschlechtsorgane“. Hinzu kommt der Neid auf die absolute Gewissheit um die biologische Verwandtschaft zu den Kindern, welche die Frau per se hat.

Wenn sich Männer mit Frauen vergleichen, stellt die Form der leiblichen Eingebundenheit von Frauen in den Prozess des Lebenschenkens und der Weitergabe des Lebens einen sehr bedeutsamen Unterschied dar.

Nur Männer können...	Nur Frauen können...
potentiell innerhalb kurzer Zeit ihre Gene an viele verschiedene Kinder weitergeben, wenn diese verschiedene Mütter haben	schwanger werden und damit künftiges Leben in ihrem Leib heranwachsen, ernähren und gedeihen lassen
sicher sein, nicht schwanger zu werden	gebären (was auch heißt: unter Schmerzen und unter Einsatz ihres Lebens einem neuen Menschenkind das Leben schenken),

¹ Einschränkung ist zu sagen, dass hier nur die eine Seite der Medaille betrachtet wird. Es wird also nur die Seite der Männer bzw. der Männlichkeit näher analysiert. Dies heißt allerdings nicht, dass Frauen bzw. Weiblichkeit nicht ebenso wirkungsmächtige Akteure in der Reproduktion von Männlichkeit und Krieg sein könnten.

² Anfängen z.B. durch Klein 1988 [1928]; Eisler 1921; Horney 1984 [1926]; Horney 1984 [1932].

³ Die aus der marxistischen Theorie stammende Verwendung der Begriffe „Produktion“ und „Reproduktion“ ist – wie aus feministischer Sicht kritisiert – problematisch. Die Herstellung bzw. Erzeugung neuen (und individuell einzigartigen) Lebens kann als produktiver Akt gesehen werden und nicht als eine Wiederholung oder Nachbildung – Reproduktion. Vgl. hierzu z.B. Ferguson 1984.

<p>Die Grundthese ist, dass Männer das Bedürfnis haben, diese Leerstelle hier durch anderen Dinge zu füllen, von denen sie behaupten können, dass nur sie – Männer – sie können.</p>	<p>aus sich heraus Leben (Fleisch von ihrem Fleisch, Blut von ihrem Blut...) hervorbringen, was auch nach ihrem Tod weiterleben kann</p>
	<p>sich bei der Geburt sicher sein, dass das Kind auch ihr biologisches Kind ist</p>
	<p>das Kind nach der Geburt über ihre Brust stillen, d.h. für eine weitere Zeit komplett aus ihrem Körper heraus ernähren</p>
	<p>menstruieren (d. h. z.B. bluten, ohne verwundet zu sein)</p>

Im Vergleich erscheinen Männer als die minderwertigen, die defizitären Menschen. Diejenigen, die nicht schwanger werden, nicht gebären, nicht stillen, kein Leben aus ihrem Körper heraus hervorbringen können.

Die Suche nach männlicher Identität

Schon früh haben Mead und Bettelheim in verschiedenen Kulturen Riten und Gebräuche im Kontext von Menstruation, Geburt, Beschneidung und Initiation als Versuche interpretiert, diesen Neid bzw. dieses Ungleichgewicht zu kompensieren. Es scheint so zu sein, als müsste für Männer die Geschlechtsidentität erst künstlich, sprich über kulturelle Sinngebungen hergestellt werden. Darüber hinaus scheint es so zu sein, dass in fast allen Kulturen Männlichkeit auch über die Zuschreibung von Fähigkeiten untermauert wird, welche ihnen exklusiv zugesprochen werden.

Die Objektbeziehungstheorie und die Ansätze aus der feministischen psychoanalytischen Theorie ergänzen diese Analyse im Hinblick auf die spezifischen Gegebenheiten moderner westlicher Kulturen. Im Kontext der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung der heterosexuellen Kernfamilie begünstigt und verstärkt die frühkindliche Sozialisation und die psychosoziale Entwicklung patriarchaler männlicher Identität sowohl den Neid auf die weibliche Gebär- und Stillfähigkeit, als auch den Neid auf die durch dieses Setting damit verbundenen („sozialen“) „mütterlich-weiblichen“ Eigenschaften.

Da in unserer Gesellschaft die meisten Kinder während der sehr wichtigen frühen Phase ihrer Entwicklung (nur) weibliche Bezugspersonen haben, identifizieren sich Kinder beider Geschlechter mit einer Frau, die nicht notwendigerweise, aber doch meist die Mutter ist. In der sehr frühen Phase ihres Lebens fühlen sich die Kinder eins mit der Mutter.⁴ Nachdem sie damit begonnen haben, ihr Selbstbewusstsein zu

⁴ Damit soll nicht gesagt werden, dass die (biologische) Mutter diese Rolle der primären Bezugsperson unbedingt ausüben sollte.

entwickeln, realisieren die Kinder, dass sie nicht die Mutter sind und dass sie ein Selbst (ein Ich) haben, das von dem der Mutter verschieden ist. Trotzdem identifizieren sie sich in diesem Stadium immer noch mit der Mutter. Die Mutter wird als (all-)mächtige Person angesehen, von der die Kinder abhängig sind. Die Kinder müssen nicht nur gepflegt und ernährt, sondern sie wollen auch geliebt, berührt und geküsst werden, wollen, dass die Mutter mit ihnen redet, sie anlächelt und verschiedenste Formen der verbalen und nonverbalen Kommunikation praktiziert.

Es ist ein wichtiger Teil der Identifikation mit der Mutter, dass das Kind sieht: Es ist eine von der Mutter verschiedene Person und hat trotzdem vieles mit ihr gemeinsam. Je unabhängiger das Kind von der Mutter wird, desto fähiger wird es, Dinge selbst zu tun, für die es bisher die Mutter brauchte. Dieser Wachstums- und Entwicklungsprozess gibt dem Kind Selbstvertrauen; es wird der Mutter – in seiner Phantasie – immer ähnlicher. Die Mutter kann zwar immer noch viele Sachen, die das Kind nicht kann, aber das Kind glaubt, dass es später diese Sachen selbst tun kann – wenn es größer und älter, wenn es der Mutter immer ähnlicher wird.

Für Jungen wird die Entwicklung der eigenen Identität von einem scharfen Schnitt und von einer sehr schmerzhaften Erfahrung bestimmt, die durch die Konfrontation mit dem Geschlechtsunterschied ausgelöst wird. Wenn der Junge nämlich etwas älter wird (ca. 1½ bis 2½ Jahre alt), bekommt er vermittelt, dass er nicht so werden kann wie seine Mutter. Er darf nicht so werden wie die Person, mit der er sich (zu diesem Zeitpunkt völlig) identifiziert hat und die er am meisten liebt. Und dies deshalb, weil er ein anderes Geschlecht habe, weil er einen Penis habe und weil er anders sei als seine Mutter.

Da dem kleinen Jungen die Identifikation mit der Person versagt wird, mit der er sich zuerst positiv identifiziert hatte, ist er gezwungen, sich seiner Mutter zu „ent-identifizieren“, seine ursprüngliche Identität zu unterdrücken und nach einer neuen, anderen, nämlich „männlichen“ Identität zu suchen.⁵ Jessica Benjamin kommt zu dem Schluss: „[B]oys discover that they cannot grow up to *become* her [...] This discovery leads to a break in identification for boys which girls are spared. Male children achieve their masculinity by denying their original identification or oneness with their mothers” (1988: 75).

Zerbrechliche Männlichkeit

Da der Junge zu diesem Zeitpunkt kein positives, nahes, zärtliches, liebendes und umsorgendes Rollenmodell seines eigenen Geschlechts besitzt, hat diese Verleugnung für seine Entwicklung weitreichende Konsequenzen. Die neue Identität ist zunächst eine „negative“ Identität in dem Sinne, dass „Männlichkeit“ für den Jungen etwas ist, was nicht „weiblich“ ist, bzw. was nicht wie die Mutter ist. Eine mit der Mutter verbundene

⁵ Vgl. Benjamin 1988: 11-181; Chodorow 1978 und Dinnerstein 1977 kommen zu ähnlichen Ergebnissen.

Identität, die Mädchen behalten können, ist das Resultat der konkreten Erfahrung der liebenden, umsorgenden, berührenden und gleichzeitig von Abhängigkeit geprägten Interaktionen zwischen Kind und Mutter.⁶ Männliche Identität ist hingegen etwas sehr Abstraktes für den kleinen Jungen. Er soll sich mit einem Vater (oder mit einem anderen Mann) identifizieren, mit dem er bisher kaum Kontakt hatte.

Die Erinnerung an den Schmerz, den der Junge erleiden musste, als er erfuhr, dass er nie so werden darf wie seine Mutter, wird immer im Unbewussten haften bleiben. Der Junge macht für diesen Schmerz die Abhängigkeit von seiner Mutter verantwortlich. Daher ist seine neue Identität geprägt von der Furcht vor (emotionaler) Abhängigkeit. Dies kann erklären, warum Autonomie und Unabhängigkeit für das kulturelle Ideal von Männlichkeit von so großer Bedeutung sind.

Da die männliche Identität so zerbrechlich ist, stellt ihre Stabilisierung über die Abwertung von Weiblichkeit einen ihrer zentralen Bestandteile dar.⁷ Der Schmerz des Jungen, nicht werden zu können, was er liebt, weil er nicht weiblich ist, soll mit Hilfe der neuen (in vielerlei Hinsicht frauenverachtenden) Identität unterdrückt werden. Die Abwertung von Weiblichkeit wird innerhalb der Objektbeziehungstheorie auch als eine Strategie gesehen, mit welcher Neid unterdrückt werden soll: der Neid auf die lebensschaffenden und lebenserhaltenden Potenzen der Mutter. Der Neid auf das Verhältnis, das Mütter zu Kindern haben können. Weil der Junge bis dahin niemals eine gleichermaßen liebende und umsorgende Bezugsperson seines Geschlechts gehabt hat, glaubt er, dass er – als Mann – nie in der Lage sein wird, eine ähnlich symbiotische und machtvolle Beziehung zu einem Kind leben zu können, wie es seine Mutter kann. Er verknüpft also die („biologische“) Fähigkeit, Kinder zur Welt zu bringen und zu stillen, mit anderen („sozialen“) „mütterlichen“ Fähigkeiten. Für ihn ist das „Paradies der Kindheit“⁸ für immer verloren. Eine ähnlich symbiotische Beziehung, wie er sie zu seiner Mutter hatte, wird er als Mann nicht erleben dürfen.

Da die „Vorteile“ von „Männlichkeit“ jedoch zunächst eher abstrakter Natur sind, verläuft der Prozess des Wechsels der Geschlechtsidentität langsam und „trägt immer auch den Drang in sich, zu regredieren und zu dem ursprünglichen Einssein mit der Mutter zurückzuführen.“⁹

Die Erinnerung an die ursprüngliche Identifikation mit der Mutter wird immer eine machtvolle Bedrohung für die zerbrechliche männliche Identität darstellen. Die Erkenntnis, dass das größte, was ein Mensch vielleicht tun könnte, das ist, was eine (und seine) Mutter getan hat, als sie ihm das Leben schenkte, von einer Frau geboren und

⁶ Sowohl Benjamin, als auch Dinnerstein und Chodorow betonen, dass diese Grundkonstellation auch für die Mädchen sehr problematisch ist. Dies soll jedoch nicht weiter ausgeführt werden, da es hier im Kontext des „männlichen“ Gebärneids um die Entwicklung der „männlichen Geschlechtsidentität“ geht.

⁷ Vgl. Benjamin 1988: 160.

⁸ Es soll nicht behauptet werden, dass es so etwas wie das „Paradies der Kindheit“ gäbe. Es geht vielmehr darum, dass die Beziehung eines liebenden Erwachsenen zu einem Kleinkind für beide eine besondere Qualität hat und für den Jungen begehrenswert ist.

⁹ R. Stroller: Sex and Gender Bd. II. New York: Aronson 1976 - hier zitiert nach Person & Lionel 1993: 517.

aufgezogen worden zu sein, verbunden mit dem Wissen darum, dass diese Form des Lebenschenkens dem Mann verwehrt bleiben wird, führt nicht selten dazu, dass sie verdrängt, ja verleugnet wird. Um dem Dilemma zu entkommen, sucht der Junge/Mann nach Mechanismen, die seine Neid- und Unterlegenheitsgefühle abwehren.

Ein wichtiges Ziel männlicher Geschlechtsidentität ist daher die Vermittlung des Gefühls, dass die Unfähigkeit, Mutter zu werden, eher etwas Positives sei. Die Überbewertung der sogenannten „männlichen Eigenschaften“ und die Abwertung der „weiblichen“ Qualitäten sollen sicherstellen, dass die so konstruierte männliche Identität nicht von Erinnerungen an die erste Identifikation gefährdet wird.

Vermutlich haben Männer in verschiedenen Kulturen immer wieder Wege des Umgangs mit ihrem Geschlechtsneid gesucht. Viele davon tragen höchst destruktive Züge. Kittay unterscheidet angelehnt an Klein sechs verschiedene Formen der Neidabwehr:

1. Idealisierung
2. Abwertung des Neidobjektes
3. Selbstabwertung
4. Aneignung des beneideten Objekts
5. das Aufstacheln von Neid in anderen
6. die Verdrängung von Liebesgefühlen, verbunden mit der Intensivierung von Hassgefühlen
7. hinzu kommt die Form der Umkehrung, welche in unserem Zusammenhang besonders bedeutsam ist

(Für alle diese Formen lassen sich Beispiele finden, auf die ich hier jedoch nicht näher eingehe.¹⁰) Für bedeutsam halte ich an dieser Stelle vor allem den Zusammenhang von Männlichkeit und Sterblichkeit.

Männer streben anders nach Unsterblichkeit

Todesfurcht und der Wunsch nach Unsterblichkeit können zunächst als etwas „allgemein Menschliches“ angesehen werden. Der Schmerz der Endlichkeit scheint für Männer jedoch im Kontext ihrer geschlechtsspezifischen Lebenserfahrung eine qualitativ andere Bedeutung zu haben als für Frauen.¹¹ Ein möglicher und wahrscheinlich zentraler Grund für die besondere Bedeutung dieser Themen für Männer kann in dem männer-spezifischen Verhältnis zur menschlichen Generativität¹² gesehen werden.

Im Vergleich zu Frauen fühlen sich Männer in verschiedener Weise von ihren Nachkommen „entfremdet“. Auf bestimmte Weise können sie sich von der „Kontinuität“ des Lebens ausgeschlossen fühlen. Für die geschichtliche Entwicklung männlicher Identität

¹⁰ Vgl. hierzu und folgend Walter 2001.

¹¹ Vgl. hier und folgend Al-Hibri 1984: 81 ff.

¹² Zum Verhältnis von Geschlecht und Generativität siehe Landweer 1995.

ist in diesem Kontext von besonderer Bedeutung, dass der „männliche Beitrag“ zur menschlichen Generativität wohl lange Zeit unbekannt, danach oft ungewiss war und „Vaterschaft“ – im Gegensatz zu „Mutterschaft“ – erst historisch-kulturell „entdeckt“ bzw. konstruiert werden musste.

Aufgrund dieses unterschiedlichen „In-der-Welt-“ und „In-der-Kontinuität-des-Lebens-Seins“ beschäftigen Tod und (Un-) Sterblichkeit Männer in besonderer Weise. Die Konsequenz daraus könnte sein, dass Männer sich besonders stark bemühen, auf anderen Wegen Unsterblichkeit zu erreichen.

Reproduktion als ein Weg zu Unsterblichkeit¹³

Es gibt ein arabisches Sprichwort, das etwa so übersetzt werden könnte: „Wer sich fortpflanzt, stirbt nicht.“ In patrilinearen Gesellschaften wird der Familienname von den Vätern an die Söhne weitergegeben, was entweder als ein Weg angesehen werden kann, durch die Weitergabe des Namens durch die Generation seiner männlichen Nachfahren unsterblich zu sein. Oder aber als Versuch, Männer darüber in die Kontinuität des Lebens einzubinden.

Produktion als ein Weg zu Unsterblichkeit

Unsterblichkeit kann auch auf dem Wege der materiellen Produktivität zu erreichen versucht werden. Dies hat jedoch zwei Grenzen: 1. Die Produkte sind letztlich nicht unsterblich, sondern zerfallen mit der Zeit. 2. Selbst wenn die Produkte vorläufig dem Zahn der Zeit standhalten, machen sie häufig sich selbst (das Produkt) oder einen anderen als den Hersteller unsterblich, da die individuelle Identität oder Lebensgeschichte des Produzenten häufig verloren geht.

Religion und Ideenwelt als ein Weg zu Unsterblichkeit

Religionen scheinen dafür (zeitweise) eine Lösung zu sein. Statt der Unsterblichkeit durch ein materielles und damit letztlich doch vergängliches Produkt, findet sich in der Religion oder im Glauben an Ewigkeit die Unsterblichkeit – je nach Religion – des Körpers oder der Seele erreicht.

Zahlreiche Geschichten von „Kopf-“ und anderen „männlichen“ Geburten sind auch in der griechischen Mythologie und im jüdischen und christlichen Glauben zu finden. Offensichtliche Beispiele dafür sind die Geburt von Athena aus dem Kopfe Zeus' oder die Erschaffung Evas aus der Seite Adams, auf die ich hier nicht näher eingehe.¹⁴ Kurz ausgeführt sei jedoch ein etwas „modernerer“ und in unserer Kultur bis heute wirkender Mythos, der im „Neuen Testament“ beschrieben ist: Dort erbringt der „christliche Gott [...] den Gottesbeweis, indem er zeigt, dass er sowohl geistig wie körperlich erschaffen kann: er lässt aus sich selbst heraus entstehen, denn er schickt einen Teil seiner Dreifal-

¹³ Vgl. Al-Hibri 1984: 82 f.

¹⁴ Eine ausführliche, mit einem Gebärneidkonzept arbeitende Interpretation des noch früher entstandenen babylonischen Welterschöpfungsepos „Enuma Elisch“ liefert Barth 1990 S. 81 ff.

tigkeit, den Heiligen Geist, aus, um Maria zu schwängern. Sein Sohn muss sterben, um unter anderem zu zeigen, dass der Sohn einer menschlichen Mutter [...] sterblich und minderwertig ist. [...] Den Gottesbeweis körperlicher Kreation lässt der christliche Gott durch seine Vertreter auf Erden vorlegen. Durch Gottes Gnade werden die Priester fähig, in der heiligen Kommunion den einen Stoff in einen anderen zu verwandeln. Wein wird zu Blut, und Brot wird zum Leib Christi (Barth 1990: 87 f.).

Die Gläubigen können nach dieser (Ver-)Wandlung das „Blut“ und das „Fleisch“ bzw. den „Leib“ essen, um dadurch das „ewige Leben“ zu erlangen. Die Analogie zur Schwangerschaft, wo tatsächlich davon gesprochen werden kann, dass sich der Fötus von „Leib und Blut“ der Mutter ernährt, um das Leben zu erlangen, ist wohl kaum deutlicher zu gestalten. Die Fähigkeit zur Verwandlung von Brot und Wein in einen Körper von Leib und Blut ist innerhalb der katholischen und orthodoxen Kirchen ausschließlich Männern vorbehalten, obwohl „normalerweise nur eine Frau etwas in ihren Körper aufnehmen kann, um dies in verwandelter, lebendiger Ganzheit wieder aus sich hervorzubringen“ (Barth 1990: 88)

Umkehrung als Neidabwehr

Im Kontext von Krieg und Männlichkeit ist die Umkehrung als psychische Form der Neidabwehr von besonderer Bedeutung: Daraus leitet sich ab, warum gerade das Riskieren und Töten des Lebens für Männlichkeit so bedeutsam ist. Wenn Frauen diejenigen sind, die Leben gebären und nähren können, dann liegt für eine auf Dichotomie und Negativität (im Sinne von „Nicht-Weiblich-Sein“) aufbauende männliche Identität nichts näher, als gerade im Gegenteil dieser Fähigkeit das „spezifisch Männliche“ zu sehen: die Fähigkeit, Leben aufs Spiel zu setzen und Leben zu nehmen, sprich zu töten. In dieser Ideologie wird das Riskieren und Töten von Leben einerseits als exklusiv männliche Fähigkeit beansprucht. Andererseits wird diese Tätigkeit kulturell über die „weibliche“ Fähigkeit, Leben hervorzubringen, gestellt.

Opfer der Söhne

Das „männliche Monopol“ über das Töten und der Ausschluss der Frauen davon wurde und wird bis in unsere Zeit verteidigt. Aufschlussreich ist hier die Geschichte des Artikels 12 a GG. In der BRD ist bis zum heutigen Tage an zentraler Stelle in der Verfassung verankert, dass Männer zum Kriegsdienst herangezogen werden können, und gleichzeitig, dass Frauen nicht zum „Dienst mit der Waffe“ verpflichtet werden dürfen.

In engem Zusammenhang mit dem exklusiven „Privileg des Tötens“ steht die Fähigkeit, sein Leben – insbesondere im Kampf – bewusst zu riskieren. Ideologisch mit dem bewussten Einsatz des eigenen – „männlichen“ – Lebens verknüpft wird häufig die angebliche Geburt oder Verteidigung von Leben oder einer kulturellen Schöpfung. Als Ritter oder Soldaten kämpfen Männer – angeblich – für ihre Nation („Vaterland“), für

ihre Religion, für ihren König bzw. Führer, für ihre Ehre und für ihre Frauen und Kinder. Auf der ideologischen Ebene kämpfen, töten und sterben Männer in Kriegen so für eine übergeordnete Idee oder Institution, welche höher gewertet wird als individuelles Leben und deren Weiterleben oder Erschaffung das Risiko oder Opfer des Lebens wert ist. Der Gedanke, dass durch den männlichen (Opfer-) Tod erst eigentliches Leben entsteht, ist in einer der zentralen Schlüsselmythen der abendländischen Kultur und der christlichen Theologie verankert: Hier wird der Sohn vom Vater zum Wohle der Menschheit geopfert. Dem Opfer- und „Kreuzestod“ des als „Gottes Sohn“ verstandenen Jesus Christus haben es die Gläubigen zu verdanken, dass sie sich von der schon im Mutterschoß anhaftenden und von Eva (der ersten Frau) verschuldeten „Erbsünde“ reinigen und das „ewige Leben“ erlangen können.

Als „männliche Schöpfungen“ können insbesondere militärische Institutionen gesehen werden, die von Männern den Einsatz ihres Lebens verlangen können. Diese Institutionen „nehmen das Denken ab, stecken Handlungsrahmen, sie strafen, [...] sie treffen Entscheidungen über Leben und Tod, sie verlangen, gegebenenfalls, die Tötung anderer“ (Theweleit 1995: 41). Klaus Theweleit sieht in der damit verbundenen institutionellen Zurichtung des männlichen Körpers ein „Umgebären“ und beschreibt Beispiele destruktiv-tödlicher männlicher „Gewalt-Tätigkeiten“, die von den betroffenen Männern selbst als „Geburten“ angesehen werden.¹⁵ So werden Kriege oft als „Entwicklungshilfe“ für die Weiter- und Höherentwicklung der Kultur beschrieben, mittels derer „primitive“ (oder „kleinkindliche“) Entwicklungszustände beseitigt werden.¹⁶ Von den „Vätern der Atombombe“ wurde die „erste erfolgreich gezündete Atombombe [...] begrüßt als eine neue, entwicklungsfähige Form von Leben und gefeiert, in Ermangelung wirklich angemessener Namensgebung, als neugeborener Junge“ (1995: 43). Theweleit schreibt weiter: In den Protokollen von den ersten erfolgreichen Tests finden sich die Lebensäußerungen der Bombe festgehalten als Schreie des Neugeborenen. Winston Churchill bekommt die Nachricht vom erfolgreichen Test während der Potsdamer Konferenz in einem verschlüsselten Telegramm überreicht, das lautet: „Babies satisfactorily born“ (ebd.). Dies ist nicht nur Metaphorik, „sondern der ziemlich bewusste Versuch einer Parallelisierung der Explosion mit dem menschlich-mütterlichen Geburtsprozess“ (1995: 44).¹⁷ Die hier angeführten Beispiele und Analysen legen nahe, dass (und versuchen zu erklären, warum) die von Männern monopolisierte und idealisierte Fähigkeit, eigenes und fremdes Leben aufs Spiel zu setzen, zu zerstören und zu töten, ein wesentli-

¹⁵ Vgl. Theweleit 1995: 42 ff.

¹⁶ Vgl. Theweleit 1995: 43: „So hat General Westmoreland im Vietnamkrieg die Bombardierung Hanois und Nordvietnams mit den Sätzen verteidigt, all diese fernöstlichen *Orientalen* seien noch, menschengeschichtlich betrachtet, im Zustande von *toddlers* – so heißen in Amerika die Kleinkinder, die gerade aus dem Krabbelalter heraus sind [...]. Die Bombardements sah Westmorland als eine Art Hilfe an, die *er* zu geben in der Lage war, die im welthistorischen Kleinkindstadium herumstolpernden Vietnamesen 'ins Erwachsenenleben zu bomben'.“

¹⁷ Eine detaillierte Analyse des Zusammenhangs von Männlichkeit, Naturwissenschaft und nuklearem Rüstungswettlauf hat Brian Easlea unter dem Titel „Fathering the Unthinkable“ (deutscher Titel: „Väter der Vernichtung“) vorgelegt (Easlea 1986).

ches Element der Gebärdendabwehr und einer bestimmten männlichen Identität ist. In einer dualistischen Geschlechtskonstruktion, in welcher „Leben gebären und pflegen“ mit Weiblichkeit verbunden ist, wird in der Umkehrung das „Töten und Riskieren von Leben“ zum Privileg von Männlichkeit gemacht.

Die Darstellung militärischer Geburtsweisen in Kubricks *Full Metal Jacket*

Besonders eindrücklich illustriert dies Stanley Kubrick in *Full Metal Jacket*. Hier wird die Bestimmung des Mannes im Wahlspruch „Born to Kill“ versinnbildlicht.¹⁸ Der Film zeigt die Ausbildung der Soldaten als Initiation zur Männlichkeit: „Rekruten“ sind „Ladies“ und müssen erst durch den Ausbilder zu Männern gemacht, ja geboren werden. Die Aussage ist wie in vielen anderen Initiationsriten: *Nur Männer produzieren andere Männer*. Wie im realen Leben, beginnt die Armeezeit auch im Film mit einer radikalen Zäsur, die gleich am (zuvor noch zivil-weiblichen) Körper ansetzt: Alle Kleider werden ersetzt. Der ganze Körper wird uniformiert, neu eingekleidet. Die Haare werden radikal geschnitten. Ein neues Bett, eine neue Umgebung. Schmuck und Individualität ist erst einmal Tabu. In *Full Metal Jacket* findet die Schwangerschaft und Neugeburt der Männer auf verschiedene Weise ihren Ausdruck: Anfangs sind die „Jungs“ keine Männer, nicht einmal Jungs, nicht einmal Menschen. Sie sind solange wertlos, bis sie „zu Priestern des Todes“ geweiht werden. Bis zu diesem Tag sind sie „Dreck, Scheiße. Gezeigt wird auch die Erotisierung von Gewalt und Waffen. Die Rekruten sind verheiratet mit dem Gewehr. Die Tötungsbereitschaft wird vor dem Schlafen wie ein Gebet eingeübt. Das Töten wird zur wahren Sinnstiftung. Als Tötungseinheit verstehen sie sich jedoch als Verteidiger, als *Bewahrer des Lebens*. Die Soldaten werden so lange gedrillt, bis sie Blut sehen wollen. „Das Marinechor will keine Roboter, es will Killer. Will Männer bauen, die unzerstörbar sind. Männer die keine Furcht kennen.“ Schließlich die Mannwerdung: „Ab heute seid ihr Männer. Ihr gehört zu einer ewigen Bruderschaft.“ Und auch der Bezug zur Unsterblichkeit fehlt nicht: „Denkt immer daran: Marines sterben. Dafür sind wir da. Aber das Marinechor lebt in alle Ewigkeit. Und das heißt: Ihr lebt in alle Ewigkeit.“ Es verwundert kaum noch, dass im weiteren Verlauf des Films der Gegner, der „Feind“ als noch nicht fertiger Mensch gesehen wird. Die hier dargestellten amerikanischen Soldaten werden zu Geburtshelfern, welche den unfertigen Kreaturen helfen, richtige Menschen zu werden: „In jedem Vietnamesen steckt ein Amerikaner, dem man nur helfen muss, zur Welt zu kommen.“

Wehrpflicht und Kriegspflicht als Bollwerk der Männlichkeit

Die Versuchung liegt nahe, Parallelen zum derzeitigen „Engagement“ der „Amerikaner“ im Irak zu ziehen. Doch soll hier nicht mit dem Zeigefinger auf die USA gezeigt wer-

¹⁸ Siehe hier und folgend auch: Ina Horn: Die Geburt der Männlichkeit aus dem Geist des Militärs. In: *Militär und Geschlecht, Dialog* Vol. 13 (4) 1988, S. 7-21.

den, sondern der Zusammenhang von Männlichkeit und Krieg analysiert werden. Dieser Zusammenhang findet zu unterschiedlichen historischen Bedingungen national unterschiedliche Ausprägungen. Dennoch handelt es sich hier um einen Komplex, der fast weltweit gefunden werden kann. Gerade auch in Deutschland ist dieser Zusammenhang nach wie vor von einem weitgehenden gesellschaftlichen Schulderschluss getragen und erst vor kurzem in unserer Verfassung aktualisiert und damit bekräftigt worden: Die Wehrpflicht – exklusiv für alle Männer.

Die Institution Wehrpflicht bedeutet, dass männliche Staatsbürger zum Soldatensein gezwungen werden können. Im Unterschied zur freiwilligen Verpflichtung, besteht mit der Wehrpflicht ein Zwang, der eine selektive Entrechtung, eine geschlechtsbezogene Diskriminierung und eine Legalisierung von Gewalthandlungen darstellt. Die Wehrpflicht ist mit einem modernen Verständnis von Grund- und Menschenrechten schwerlich vereinbar. Zahlreiche Grundrechte sind eingeschränkt oder werden für die Zeit des Wehrdienstes gänzlich aufgehoben. Dazu gehören: Das Rechte auf freie Entfaltung der Persönlichkeit, das Recht auf freie Meinungsäußerung, das Petitions- und Beschwerderecht, das Recht auf Freiheit der Person, Freizügigkeit und Berufsfreiheit und – ganz elementar – das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit.¹⁹

In Friedenszeiten wird bei der Diskussion um Wehrpflicht leicht übersehen, wie sie mit Krieg und Kriegsrecht verbunden ist. Die Wehrpflicht ist aufs engste mit einem international hegemonialen System von Übereinkünften verbunden, das jungen Männern grundsätzlich das Recht auf Leben abspricht. Die Rechtssoziologin Sibylle Tönnies, versucht diesen häufig komplett übersehenen Zusammenhang in seiner Tragweite deutlich zu machen: „Auf der Landkarte der Menschenrechte befindet sich ein großer weißer Fleck: Er steht für eine Menschengruppe, der die angeblich allen Menschen zukommenden Rechte aberkannt sind – Menschen denen nicht einmal das Recht auf Leben zugebilligt wird. Welche Gruppe ist das? Sind es Kurden in der Türkei oder Schwarze in den Vereinigten Staaten, die Weißen in Zimbabwe oder Frauen im Islam? Nein. Hier geht es nicht um Menschen, deren ewige angeborene Rechte faktisch mit Füßen getreten werden. Um Menschen geht es, die gar nicht erst in die universalistische Ideenwelt aufgenommen wurden, Menschen, denen die ewigen, angeborenen Rechte in aller Form entzogen sind: um die Outlaws der Menschenrechte. Nicht durch Hautfarbe, Nation, Religion, Stand oder Stamm sind sie gekennzeichnet, sondern durch Geschlecht und Altersgruppe: Es sind die jungen Männer. Sowie sie der mütterlichen Versorgung entwachsen sind, dürfen sie – ohne dass die universalen Menschenrechte auch nur zitterten – von Staaten gewaltsam ergriffen, unter Waffen gezwungen und dem Töten und Getötetwerden ausgeliefert werden. Sie dürfen in eine Horrorwelt transportiert werden, in der es kein Recht und kein Unrecht gibt. Soldaten sind keine Menschen.“²⁰

¹⁹ Vgl. § 51 Wehrpflichtgesetz; vgl. Herz 2003: 219 f.

²⁰ Sibylle Tönnies: „Soldaten sind Kinder.“ In: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 69, 22. März 2003, S. 9.

Der Wehrdienst und die Ausbildung der Soldaten zielt letztlich darauf ab, Menschen zu formen, die bereit sind, im Bedarfsfall auf Befehl nicht nur zu töten, sondern auch ihren eigenen Tod in Kauf zu nehmen. Die militärische Ausbildung „muss den Soldaten zur Kampfbereitschaft trotzdem, entgegen seiner Überlebenskalkulation, unter Verzicht auf Grundrechte und Anspruchsdenken erziehen. Diese Selbstentäußerung kann der Vorgesetzte nur in partieller Absetzung von den im zivilen Bereich geltenden Normen zu erreichen suchen, unter Einsatz von aus der Vergangenheit übernommenen militärimmanenten Erziehungsmitteln.“²¹

Obwohl die Wehrpflicht („nur für Männer“) auch dem Recht auf Gleichberechtigung offensichtlich widerspricht, finden sich immer wieder Juristinnen und Juristen, Richterinnen und Richter, Politikerinnen und Politiker, welche dieses offensichtliche Gewalt- und Diskriminierungsverhältnis durch neu zusammengesetzte, zirkulär und gesetzesimmanent argumentierende Deutungen zu legitimieren versuchen. Wie tief verwurzelt in diesem Bereich die Vorstellung ist, die Gesellschaft dürfe diese Gewalt Männern – in keinem Fall aber Frauen – zufügen, zeigte sich in der jüngsten Grundgesetzänderung des Wehrpflichtartikels 12a GG. Dort hieß es zuvor: Frauen „dürfen auf keinen Fall Dienst mit der Waffe leisten“. Auf Grund der Klage einer Frau vor dem Europäischen Gerichtshof war Deutschland gezwungen, Frauen aus Gründen der beruflichen Chancengleichheit den Zugang zu allen Zweigen der Bundeswehr zu ermöglichen. Wie unten noch näher ausgeführt wird, wurde im Jahr 2000 (!) der Verfassungsexismus an dieser Stelle noch einmal verstärkt und ausdrücklich formuliert: Frauen „dürfen auf keinen Fall zum Dienst mit der Waffe verpflichtet werden“. Männer dürfen also zu etwas gezwungen werden, zu dem Frauen auf keinen Fall gezwungen werden dürfen.²²

Die Wehrpflicht führt in Deutschland dazu, dass alle nicht ausgemusterten männlichen, deutschen Staatsbürger zum sogenannten „Wehrdienst“ einberufen werden können. Dort droht zwangsläufig jedem Einberufenen Freiheitsentzug, Kasernierung, Isolierung, Willensbrechung, Zwang, Demütigung, Entindividualisierung, Uniformierung, Drill, Schlafentzug und Ich-Zerstörung.²³ Die Wehrpflicht und ihre Vollstreckung bedeutet eine Kontrolle in Form absoluter körperlicher und psychischer Verfügungsgewalt. Ziel ist eine komplette Durchdringung von Körper und Psyche²⁴ der Wehrpflichtigen bis zu ihrer Unterwerfung unter das System von Befehl und Gehorsam²⁵.

²¹ Stein 1991: 303, zit. nach Herz 2003: 469.

²² Um Missverständnisse zu vermeiden: Hier soll nicht die Wehrpflicht für Frauen gefordert werden. Das hieße, gleiches Unrecht für alle zu fordern. Vielmehr soll darauf hingewiesen werden, dass hier von einer breiten Koalition von Frauen und Männern ein Verfassungsartikel geändert wurde, der festschreibt, dass Frauen ausdrücklich vor einer umfassenden Menschenrechtsverletzung zu schützen sind, Männer hingegen nicht.

²³ Vgl. Herz 2003: 357 f.

²⁴ Einige Kritiker verwenden in diesem Kontext den Begriff der Vergewaltigung von Körper und Seele. Dass es in Kriegen immer wieder massenhaft zu Vergewaltigungen von „gegnerischen“ Frauen und – was bisher weitgehend tabuisiert ist – Zivilisten und Soldaten kommt, sollte auch vor diesem Hintergrund analysiert werden.

²⁵ Gehorsamsverweigerung führt zur Bestrafung. Auch das ist explizit im Wehrstrafgesetz festgelegt: WStrG § 20 Gehorsamsverweigerung: „(1) Mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren wird bestraft, 1. wer die

Die einzig legale Form, dies nicht so zu erleben, besteht für Männer darin, gehorsam zu sein und sich in das unausweichliche Schicksal zu ergeben. Die meisten Männer wählen diesen Weg. Das bedeutet allerdings nicht, dass dieses Gewaltverhältnis für sie keine Folgen hat. Wenn die Möglichkeit des Entrinnens nicht vorhanden ist, ist es psychisch und subjektiv dem Überleben am Zuträglichsten, sich dem Schicksal zu ergeben. Erleichternd ist es, sich als zu einer Gruppe zugehörig zu betrachten, welche das gleiche Schicksal ereilt.

Die Mehrheit der Männer akzeptiert den vorgefundenen Status Quo. Sie unterwerfen sich der Wehrpflicht. Sie wehren sich nicht und lassen alles mit sich machen, was ihnen aufgetragen wird und „normal“ ist. Mehr intuitiv als bewusst wissen sie, welche Folgen es hätte, wenn Sie individuell auf ihre körperliche Unversehrtheit und auf ihre Grund- und Menschenrechte pochen würden: Die Gewalt gegen sie würde sich verstärken und verschlimmern bis ihr Körper und ihre Psyche gebrochen ist oder bis sie so weit bestraft werden, dass sie als „wehrdienstunwürdig“ gelten.

Das hier angedeutete Repertoire beschreibt ausschließlich die „legalen“ Disziplinierungsmöglichkeiten in „Friedenszeiten“ und gilt nur für die Männer, die sich auch widerstandslos verhaften und einsperren lassen. Zu allen Zeiten gab es Männer, die diese oder andere Disziplinierungsversuche (bis hin zur Todesstrafe) ebenso wie den „Dienst“ als Vergewaltigung von Körper und Seele empfanden und die unter Einsatz aller Mittel, einschließlich ihrer Gesundheit und ihres Lebens, versuchten, dem zu entkommen. Dazu gehören heute unter anderem: Versuche, sich durch „Abtauchen“ im In- oder Ausland, durch Selbstverstümmelung (um wehrdienstuntauglich zu werden)²⁶, durch bewusste oder unbewusste Erfüllung eines psychischen Krankheitsbildes, durch gewaltförmigen Widerstand oder durch Selbstmord zu entziehen.

Totalverweigerer machen nur geringen Anteil aller deutschen männlichen Staatsbürger aus. Entscheidend ist allerdings – und das macht den qualitativen Unterschied zu Ländern mit einer reinen Berufsarmee aus –, dass potentiell jedem Mann, der sich gegen die Wehrpflicht wehrt, dieses unausweichlich droht: Es gibt keine Entscheidungsmöglichkeit. Insofern handelt es sich um ein System von Zwängen, das alle wehrpflichtigen Männer betrifft.

Es lohnt sich, die Geschichte des Artikel 12a GG näher zu betrachten, welche ja explizit zwischen Frauen und Männern diskriminiert. Verfassungsrechtlich begründet wird dieser – dem in Artikel 3 festgeschriebenen „Recht auf Gleichberechtigung“ in eklatanter Weise widersprechende – Grundsatz in der Regel damit, es widerspräche ethisch dem „lebensspendenden Wesen der Frau“, sie zum Kriegsdienst zuzulassen, da sie dann

Befolgung eines Befehls dadurch verweigert, dass er sich mit Wort oder Tat gegen ihn auflehnt, oder 2. wer darauf beharrt, einen Befehl nicht zu befolgen, nachdem dieser wiederholt worden ist.“

²⁶ Dem hat das Wehrstrafgesetz WStrG einen eigenen Paragraphen gewidmet: WStrG § 17 Selbstverstümmelung. Selbstverstümmeler zum Zwecke der Wehrdienstuntauglichkeit werden „mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren bestraft.“

eventuell in die Lage kommen könne, töten zu müssen.²⁷ Wie gesagt, es wurde erst 2000 geändert. Es war eine Änderung, welche von allen Parteien getragen wurde und die das Ziel haben sollte, Frauen den Zugang zu einem Beruf zu öffnen, der ihnen in Deutschland davor verschlossen war.

Was an dieser Gesetzesänderung ebenso unfassbar wie verblüffend und dann doch aufschlussreich erscheint, ist die Art und Weise, wie dieser Artikel angefasst wurde, ohne die eklatante Menschenrechtsverletzung, die für Männer damit festgeschrieben ist, in Frage zu stellen. Interessant und erklärungsbedürftig ist, warum die Änderung genau so vorgenommen wurde. Aus [Frauen] „dürfen auf keinen Fall Dienst mit der Waffe leisten“ wurde: [Frauen] „dürfen auf keinen Fall zum Dienst mit der Waffe verpflichtet werden“. Es ist zu fragen, warum der Satz nicht einfach ersatzlos gestrichen wurde? Oder warum wurde er nicht positiv formuliert im Sinne von: „Frauen dürfen Dienst mit der Waffe leisten.“ Oder: Warum wurde nicht die gesamte geschlechtliche Diskriminierung innerhalb des Artikels abgeschafft und entweder eine Wehrpflicht für Männer und Frauen eingeführt oder diese abgeschafft?

Was geschah ziemlich kurz nach der Jahrtausendwende – vermeintlich im Zeitalter von Gleichberechtigung, Gender Mainstreaming oder gar Auflösung der Geschlechterrollen? Die Kriegsdienstpflicht für Männer wurde festgeschrieben, die für Frauen ausdrücklich ausgeschlossen. Ich bin immer wieder – auch jetzt noch – erstaunt darüber, welche Geschlechtermodelle und welche Vorstellungen von Gleichberechtigung, welche Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit dahinter stehen, wenn diese Grundgesetzänderung mit 512 Ja-Stimmen, und nur fünf Nein-Stimmen und (bei 26 Enthaltungen) möglich ist.

Möglicherweise denken viele Abgeordnete heimlich so wie die IG-Metall-Frauenkonferenz, die eine Wehrpflicht für Frauen ablehnt mit der Begründung: „Frauen erbringen durch Schwangerschaft, Geburt, Pflege und Erziehung von Kindern gesellschaftliche Leistungen von hohem Wert. Wer das in richtiger Weise zu würdigen weiß, lässt Gedanken wie diese gar nicht erst aufkommen.“²⁸

Ein denkwürdiger Fakt bleibt jedenfalls, dass diejenigen 512 Abgeordneten, die dem neuen Gesetz zustimmten, bewusst oder unbewusst die Festschreibung der Möglichkeit des Staates bejaht und bekräftigt haben, jungen Männern fundamentale Menschenrechte einschließlich des Rechts auf Leben weiterhin explizit abzusprechen. Sie reißen sich damit ein in eine Allianz der Barbarei, die nach Sibylle Tönnies deshalb funktioniert, „weil alle Völker sie gemeinsam veranstalten und sich gegenseitig in den Zwang tun, es

²⁷ Zahlreiche weitere Beispiele für diese Gleichsetzung von Weiblichkeit mit „Leben hervorbringen“ und Männlichkeit mit „Leben nehmen“ lassen sich auch in anderen Ländern finden. Während des sogenannten „Golfkrieges“ gab es beispielsweise in Nordamerika eine Diskussion um den Kampfeinsatz von Soldatinnen. Der hochrangige General Robert Borrow verteidigte entschieden, weiterhin keine Frauen in die Schlacht zu schicken. Auch er argumentierte: “It’s uncivilized and women can’t do it. Women give life, sustain life, nurture life, they can’t take it. If you want to make a combat unit ineffective, assign women to it.” (“Women combat pilots opposed.” In: *The Globe and Mail*, S. A 13, 19. Juni 1991.)

²⁸ 10. IG-Metall-Frauenkonferenz, o. J. (ca. 1980).

einander gleichzutun. Sie brauchen sich nicht voreinander zu schämen, dass sie ihre Konflikte durch das Abschlichten junger Männer lösen. Sie sind Komplizen.“ Und, würde ich hinzufügen, die Barbarei funktioniert, weil die vorherrschenden Geschlechterklischees es legitimieren, Männern in diesem Kontext das Recht auf körperliche Unversehrtheit, auf Leben und Verletzbarkeit und Verletzungsoffenheit abzusprechen.

Was es braucht, um Frieden und Männlichkeit denkbar werden zu lassen

Wenn wir das Verhältnis von Männlichkeit und Krieg ändern wollen, müssen wir das Verhältnis von Männern zum Leben im allgemeinen und ihr Verhältnis zum Kinderkriegen im besonderen verändern. Dazu gehört es, die Universalität der Menschenrechte auf die jungen Männer auszudehnen. Dann würden wir getötete junge Soldaten nicht mehr nur in der Terminologie der Volkswirtschaft als „Verluste“ bezeichnen, sondern – wie bei „echten Menschen“ – auch sie als Opfer des Krieges verstehen. Wir müssten uns fragen, wie wir dieses Menschenopfer ernsthaft verhindern können – und nicht nur, wie wir die „Opfer in der Zivilbevölkerung“ minimieren können.

Zu einem neuen Verhältnis von Männlichkeit und Krieg gehört vor allem die Abschaffung des Zwangs zu Kriegsdienst, aber auch ein anderer Umgang mit Männern, die sich dem Krieg verweigern und deswegen verfolgt werden.

Dazu gehört natürlich auch eine andere Erziehung von Jungen. Immer noch ist sie gekennzeichnet von der Abwesenheit emotional verfügbarer, reifer gleichgeschlechtlicher Identifikationsfiguren. Immer noch wird Umgang mit Schmerz, Konkurrenz, Hierarchie, Gehorsam, Männerehre, Vergeltung und Gruppendeist früh eingepflegt und trainiert, während Schwäche, Lust am eigenen Körper, Empathie, die Fähigkeit zu trauern und vor allem das Gefühl für die eigene Verletzlichkeit „ausgetrieben“ werden – so als ginge es immer noch darum, systematisch die weichen männlichen Kleinkinder auf ihre harte Bürgerpflicht vorzubereiten.

Dazu gehört es auch, die Mechanismen und Strukturen zu dekonstruieren, welche die Männer daran hindern, Kinder zu kriegen, welche sie daran hindern, sich am Prozess der Weitergabe des Lebens auf eine konstruktive Weise zu beteiligen.

Dazu ist es nötig, dass Männer und Frauen umdenken lernen.

Willi Walter ist Männer-, Geschlechter- und Gewaltforscher sowie Ausbilder für Meditation und Konfliktmanagement. Website: www.willi-walter.de

Literatur

- Al-Hibri, Azizah (1981): Capitalism is an Advanced Stage of Patriarchy: But Marxism is not Feminism. In: Sargent, Lydia (Hg.): Women and Revolution: A Discussion of the Unhappy Marriage of Marxism and Feminism. Boston. S. 165-193.
- Al-Hibri, Azizah (1984): Reproduction, Mothering, and the Origins of Patriarchy. In: Trebilcock 1984. S. 81-93.
- Barth, Birgit (1990): Die Darstellung der weiblichen Sexualität als Ausdruck männlichen Uterusneides und dessen Abwehr. In: Jahrbuch der Psychoanalyse: Beiträge zur Theorie und Praxis Bd. 26. S. 64-101.
- Beauvoir, Simone de (1989; 1. franz. Originalausgabe 1949): Das andere Geschlecht: Sitte und Sexus der Frau. Reinbek bei Hamburg.
- Benjamin, Jessica (1988): The Bonds of Love: Psychoanalysis, Feminism, and the Problem of Domination. New York.
- Bettelheim, Bruno (1982; 1. engl. Originalausgabe 1954): Die symbolischen Wunden: Die Pubertätsriten und der Neid des Mannes. Frankfurt a. M.
- Chodorow, Nancy (1978): The Reproduction of Mothering. Berkeley.
- Dinnerstein, Dorothy (1977): The Mermaid and the Minotaur: Sexual Arrangements and Human Malaise. New York.
- Easlea, Brian (1986): Väter der Vernichtung. Männlichkeit, Naturwissenschaftler und der nukleare Rüstungswettlauf. Reinbek bei Hamburg.
- Eisler, Michael J. (1921): A Man's Unconscious Phantasy of Pregnancy in the Guise of Traumatic hysteria. In: International Journal of Psycho-Analysis. Bd. 11. S. 255-286.
- Ferguson, Ann (1984): In Conceiving Motherhood and Sexuality: A Feminist Materialist Approach. In: Trebilcock 1984. S. 153-182.
- Herz, Christian (2003): Kein Frieden mit der Wehrpflicht. Münster.
- Horney, Karen (1926; 1984): Flucht aus der Weiblichkeit. Der Männlichkeitskomplex der Frau im Spiegel männlicher und weiblicher Betrachtung. In: Die Psychologie der Frau. Frankfurt a. M. S. 26-42.
- Horney, Karen (1932; 1984): Die Angst vor der Frau – Über den spezifischen Unterschied in der männlichen und weiblichen Angst vor dem anderen Geschlecht. In: Die Psychologie der Frau. Frankfurt a.M. S. 81-95.
- Kittay, Eva Feder (1984a): Womb Envy: An Explanatory Concept. In Trebilcock 1984. S. 94-128.
- Kittay, Eva Feder (1984b): Rereading Freud on 'Femininity' or „Why not *Womb Envy*?“ In: Women's Studies International Forum. Bd. 7 (5). S. 385-391.
- Kittay, Eva Feder (1995): Mastering Envy: From Freud's Narcissistic Wounds to Bettelheim's Symbolic Wounds to a Vision of Healing. In: The Psychoanalytic Review. Bd. 82 (1). S. 125-158.
- Klein, Melanie (1975; 1957): Envy and Gratitude. In: Envy and Gratitude and Other Works: 1946--1963. London. S. 176-235.

- Klein, Melanie (1988; 1928): Early Stages of the Oedipus Conflict. In: Love, Guilt and Reparation and Other Works 1921-1945. London. S. 186-198.
- Landweer, Hilge (1993): Kritik und Verteidigung der Kategorie Geschlecht. Wahrnehmungs- und symboltheoretische Überlegungen zur sex/gender-Unterscheidung. In: Feministische Studien. Jg. 11 (2). S. 34-43.
- Landweer, Hilge (1995): Generativität und Geschlecht. Ein blinder Fleck in der sex/gender-Debatte. In: Gertrud Koch: Auge und Affekt: Wahrnehmung und Interaktion. Frankfurt a. M. S. 93-119.
- Lindemann, Gesa (1993): Wider die Verdrängung des Leibes aus der Geschlechterkonstruktion. In: Feministische Studien. Jg. 11 (2). S. 44-54.
- Mead, Margaret (1968; 1949): Male and Female: A Study of the Sexes in a Changing World. New York.
- Person, Ethel S. / Ovesey, Lionel (1993): Psychoanalytische Theorien zur Geschlechtsidentität. In: Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen. Jg. 47 (6). S. 505-529
- Theweleit, Klaus (1995): Das Land, das Ausland heißt. München.
- Treblicot, Joyce (1984): Mothering: Essays in Feminist Theory. Totowa, New Jersey.
- Walter, Willi (2001): Gebärneid. In: BauSteineMänner (Hg): Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie. S. 172-213.

Christine Eifler

Militär und Geschlechterverhältnis

1. Militär und Gewalt

Historische Perspektive

Militär und Krieg bilden den konstitutiven Rahmen für die Entwicklung des neuzeitlichen Geschlechterverhältnisses. Militär hat wesentlichen Anteil an der hierarchischen Anordnung der Genus-Gruppen, für die dichotomischen Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit, die Zuweisung entsprechender sozialer Rollen sowie die geschlechtsspezifische Positionierung zur Gewalt.

Mit der Herausbildung der bürgerlichen Nationalstaaten wurde das Verhältnis von Männlichkeit und Weiblichkeit im Verhältnis zur Nation hierarchisch angeordnet. In der Sprache der nationalen Verpflichtung, wie sie sich in der Wehrpflicht institutionalisierte, wurden alle drei – Bürger, Soldat, Mann – zu ein- und derselben Figur. Im Zuge der Schaffung moderner Massenarmeen erfolgte eine Verknüpfung von Männlichkeit und Gewalt. Gewaltanwendung wurde als eine männliche Tugend konstruiert und zum „Ehrendienst“ fürs Vaterland erklärt sowie mit bestimmten Männlichkeitsidealen kulturell ausgeformt. Über die „Vaterlandspflicht“ des Militärdienstes wurde Gewaltanwendung zum legitimen Ausdruck von Männlichkeit und zugleich auch Mittel zur Bestätigung von Männlichkeit. Die Fähigkeit zur Gewaltanwendung wurde als eine männliche Tugend konstruiert, zum „Ehrendienst“ fürs Vaterland durch die Erfüllung bestimmter Männlichkeitsideale kulturell legitimiert und ausgeformt.

Im Soldatensein wurde das fundamentale gesellschaftliche Ordnungskriterium „Geschlecht“ mit den Machtstrukturen des Staates, der Nation und mit der individuellen männlichen Identität verschränkt. Durch diese Art der Verschränkung wird einerseits die soziale Definition von Männlichkeit tief in die Dynamik der Institution „Militär“ eingebettet und andererseits mit nationalen Konnotationen versehen. Die Männlichkeit des Militärs trug maßgeblich zur Konstruktion eines Gewaltgebotes für Männer bzw. Gewaltverbotes für Frauen bei.

Die Verknüpfung von Militär und Männlichkeit wurde in widersprüchlichen sozialen Aushandlungsprozessen kulturell konstruiert und legitimiert. Das Militär wurde zu einem bedeutenden Symbol für die Souveränität des Nationalstaates. Der Nationalstaat repräsentiert sich in seiner Armee und diese wiederum wird zum Träger des nationalen Staatsgebildes. Somit erhielt das Militär einen neuen gesellschaftlichen Stellenwert: Abgelöst wurden gedungene Söldner, gepresste Rekruten, die dem jeweiligen Kriegsherrn verpflichtet waren, durch einen neuen Typus von Soldaten. Sie sollten mit Überzeugung und Selbstmotivation für die Nation zu kämpfen bereit und fähig sein.

Das schließt ein, dass in Friedenszeiten das Bild von dem Mann als Krieger begründet und legitimiert werden muss. Zugleich entsteht eine Ideologie, die Frauen zu friedfertigen Wesen verklärt, die beschützt werden müssen.

Damit war ein historischer Punkt erreicht, an dem es zu einer Radikalisierung des Zusammenhangs von Männlichkeit und Militär kam. Im Rahmen von nationalstaatlichen Massenarmeen veränderte sich die Beziehung von Männlichkeit und Militär bzw. von Weiblichkeit und Militär. Durch die Konstruktion des Militärs als ausschließlich männlicher Organisation wurde das Militär zum Ort, an dem die Zuschreibungen festgelegt wurden, was männlich ist, und wo Männer ihre Männlichkeit beweisen konnten und mussten.

Mit der Einrichtung von Massenarmeen und der Einführung von Wehrpflicht als Ausdruck staatsbürgerlicher Verantwortung und Vollwertigkeit, erweitert sich die Anzahl der jungen Männer, die in Armeen Sozialisationserfahrungen machen, enorm. Zu ihnen zählt die Festlegung von Männlichkeitsvorstellungen. In den neu gegründeten Massenarmeen werden die emotionalen Muster organisiert; als typisch männliches gilt körperliche Überlegenheit. Damit entstand eine neue militärisch formierte Männlichkeit.

Militär wurde seit dem 18. Jahrhundert zu einer wichtigen Disziplinierungsinstitution. Der Körper des Mannes wird zum Symbol für den Staat und die Nation. Militärische Verfasstheit verlangt das äußerste überhaupt: das Ende der eigenen Gesellschaftlichkeit durch den eigenen Tod. Der Soldat stirbt für sein Vaterland, und er tötet für sein Vaterland. Für diese Fähigkeit müssen sein Körper und sein Psyche diszipliniert werden.

Ziel der verschiedenen militärischen Disziplinierungstechniken ist die Erzeugung von Gleichheit der männlichen Körper und eine Angleichung der Psychen. Individuelle Eigenheiten, frühere Erfahrungen und Prägungen des Verhaltens sollen als belanglos verschwinden, zu Gunsten einer verbindlichen Männlichkeit. Die Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion ist auch eine Geschichte der Erzeugung von Todes- und Tötungsbereitschaft, aber ebenso deren Kontrolle. In den Kameradengruppen dürfen die Zumutungen der formalen Disziplinierung durch einschlägig bekannte Rituale und kollektive Überschreitungen – nicht zuletzt sexueller Art – übertreten werden. Neue Bindungen entstehen unter dem militärischen Drill und deren Kompensation, als Ausdruck einer verschworenen Gemeinschaft und individueller Stärke.

Die besondere Disziplinierungsform des Militärs unterscheidet sich mit Foucault von anderen Institutionen, wie der Schule, der Fabrik oder dem Gefängnis, durch absolute Unterordnung und der Ahndung von Abweichungen und Ungehorsam. Andererseits ist die Armee nicht nur „Schule der Nation“, die mit den gehorsamen Soldaten zugleich zuverlässige Arbeiter und loyale Bürger produziert, sie ist ebenso das „ganz Andere“ von Familie, Alltag, Büro und Fabrik und bezieht daraus nicht zuletzt ein Stück Anziehungskraft und Attraktivität.

Mit der Vermännlichung der Armeen verdient einer weiteres Problem Aufmerksamkeit: Da Männer nicht von vornherein im militärischen Sinne Männer sind, mussten Vor-

stellungen über Männlichkeit entwickelt und operationabel gemacht werden. Zum Kernbestand diverser kultureller Aushandlungsprozesse zählt in diesem Zusammenhang, dass Militär mit „Verweiblichungsangst“ und „Verweiblichungsdrohung“ (Albrecht-Heide) arbeitet. Das heißt, die Kategorien von „männlich“ und „weiblich“ werden in ihrer Ordnungsfunktion auch im Männerbund Militär entfaltet. Auch im Symbolsystem Militär bleibt Gender konstituierendes Element sozialer Beziehungen und durchzieht alle sozialen Beziehungsräume, -strukturen und -orte.

Der militärische Diskurs über ein Soldatenleitbild in der Schweizer Armee um die Jahrhundertwende strotzte vor geschlechtlichen Zuschreibungen. Militärische Erziehung richtete sich bewusst und zielgerichtet an die im Bürger schlummernde Männlichkeit. Militär versprach aber auch Männlichkeit zu schützen. Es wurde dem zukünftigen Soldaten suggeriert, seiner Männlichkeit zur vollen Entfaltung zu verhelfen: „Sodann soll hier der Wille des Mannes gestählt, der Mann männlich gemacht werden.“¹ Es waren nicht nur Fähigkeiten des Soldaten, sein kriegerisches Handwerk oder seine Berufsausbildung, die ihn zum Mann machten. Es war mehr: sein Denken, sein Fühlen, sein Geist. Soldat sein bürgte für Männlichkeit: „(...) Manneswesen und militärisches Wesen sind das gleiche.“²

Geschlechtliche Zuschreibungen wurden dazu gebraucht, militärische Männlichkeit gegen zivile Männlichkeit abzugrenzen, zivile Männlichkeit wurde als minderwertig und von der Feminisierung bedroht wahrgenommen. Mit der militärischen Sozialisation war aber auch die zivile Männlichkeit bedroht. Männer verloren die Kennzeichen ihrer zivilen Männlichkeit und waren zu Gehorsam verpflichtet, welcher in der Matrix der Geschlechterhierarchie auf der weiblichen, untergeordneten Seite stand. Zudem erhielt der Mann mit dem Eintritt in die Armee einen Körper, über den er fortan identifiziert wurde.

Der Soldat befand sich also im Militär in einer symbolisch weiblich konnotierten Situation. Die explizite geschlechtliche Zuschreibung im militärischen Diskurs und der ständige Rückgriff auf die Männlichkeit waren Ausdruck des Widerspruchs zwischen einer weiblich besetzten Reduktion des Soldaten auf seinen Körper, also seinen Objektstatus, und einer geforderten sowie propagierten wehrhaften Männlichkeit.

Zu dieser doppelschichtigen weiblichen Situation gesellte sich nun eine weitere Ebene soldatischer Erziehung. Soldaten der niederen Hierarchiestufen mussten oftmals weiblich konnotierte Tätigkeiten ausführen, die im zivilen Leben vorwiegend von Frauen erledigt wurden: Bettenmachen, Reinigungsarbeiten, Spind aufräumen nach peinlichst genauer Ordnung. Neben vordergründig disziplinierenden Bestrebungen zur Hygieneerziehung verbarg sich dahinter ein geschlechtliches Deutungsmuster. Diese Reinigungsarbeiten, die der Soldat im Militär täglich ausübte, wies er im Zivilen einer weiblichen Person zu. „Daher muss auch der Soldat sein Lager in Ordnung stellen, die Planke tadellos herrichten, den Boden reinigen und das Fenster weit öffnen, damit Luft und

¹ Handbuch der Unteroffiziere 1915, S. 13.

² „Die militärische Vorbildung der Jugend“ (Autor unbekannt), in: *ASMZ* 1912, S. 10.

Licht desinfizierend und reinigend einwirke. Welcher Soldat wird nicht mit der Überzeugung nach Hause zurückkehren, dass das gut gelüftete, reine Zimmer gesünder sei als die dumpfe, staubige Stube daheim? Auf mit den Fenstern, wird er befehlen und die Dielen und Boden gekehrt!“³

Auch heutige innermilitärische Hierarchisierungen bedienen sich der Geschlechtsmetaphern. Der höchste Status wird den Marinefliegern zugestanden. Sie verkörpern das Ideal hegemonialer Maskulinität. Sie repräsentieren Aggressivität, die technische Beherrschung von komplexem Gerät. Piloten sind für ihre Dreistigkeit, ihre Respektlosigkeit und ihr aggressives heterosexuelles Verhalten bekannt. Geschichten über Flieger, die wilde Saufparties besuchen und sich auf anonyme heterosexuelle Abenteuer einlassen, gehören zum Diskurs über Männlichkeit und zum Selbstbild. Demzufolge haben in der Hierarchie unter den Offizieren die Versorgungsoffiziere den niedrigsten Status in der Marine. Sie werden als „nichtoperative Unterstützung“ betrachtet, da sie weniger Möglichkeiten haben, den Kriterien des hegemonialen Männlichkeitsideals in dieser Kultur, nämlich Mut, Eigenständigkeit und Durchhaltevermögen, näher zu kommen. In abfälligen Bezeichnungen für sie drückt sich die vergeschlechtlichte Natur des Status der Versorgungsoffiziere aus. Kampftruppensoldaten bezeichnen sie häufig als *supply pussies* (Versorgungskätzchen) oder *suppo weenies* (Unterstützungswürstchen).

Vor dem Hintergrund der militärischer Hierarchien und ihrer professionellen Rolle begründen Offiziere über Differenzdiskurse eine männliche Identität. Flieger verstehen sich als Elite und werden auch als solche angesehen. Versorgungsoffiziere verstehen sich oft als spezialisierte Fachleute, die sich auf eine erfolgreiche berufliche Laufbahn in der Wirtschaft vorbereiten.

2. Veränderungen: Einbeziehung von Frauen in Streitkräfte

Parallel mit dem Jahrtausendwechsel hat sich eine Veränderung vollzogen, die eine grundsätzliche Zäsur im Verhältnis von Militär und Gender darstellt: Die „Soldatin“ wurde öffentlich anerkannter Teil des Militärs. Damit sind die Geschlechterbeziehungen zum dauerhaften Bestandteil der sozialen Beziehungen im Militär geworden. In vielen NATO-Ländern sind Frauen seit mehreren Jahren vertreten. Länder, in denen – wie in der BRD und in Italien – noch gesetzliche Beschränkungen des Zugangs zum Militär bestanden, haben diese aufgehoben. Der jeweilige Anteil von Frauen ist unterschiedlich. Die Spanne reicht von weniger als einem Prozent in Polen oder Österreich bis zu fast 14 Prozent in den USA und Russland. Frauen dienen als Freiwillige, und dies sowohl in Wehrpflichtarmeen, als auch in Freiwilligen- und Berufsarmeen. Frauen erreichten die Öffnung verschiedener Dienstzweige, Verwendungsbereiche und Truppengattungen. Sie sind in Kampfunterstützungseinheiten und zum Teil auch in den männlich-maskulin

³ Scheurer, E.: „Die Bedeutung der soldatischen Erziehung für das bürgerliche Leben“, in: *ASMZ* 1915, S. 469.

konnotierten Kampfeinheiten tätig.⁴ In militärischen Hierarchien sind Frauen noch deutlich unterrepräsentiert, haben zum Teil jedoch bereits hohe militärische Ränge inne. Erinnerung: Der mit diesen Prozessen sich entwickelnde Diskurs von der friedfertigen Frau schloss die Konstruktion einer wesenseigenen Unvereinbarkeit von Militär und Frauen ein, die mit der Stellung der Frau in der Nation verbunden wurde. Weder seien Frauen wegen ihrer reproduktiven Aufgabe in der Lage, militärischen Dienst zu tun, noch besäßen Frauen die notwendigen psychischen und physischen Voraussetzungen dafür. Mehr noch, bewaffnete Frauen seien eine Gefahr für das Sozialgefüge; nicht nur sei die Geschlechterordnung insgesamt durch sie gefährdet, sondern auch die spezifischen männlich-militärischen Bindungen des Militärs und damit auch seine Effizienz. Die Existenz des Militärs und der Einsatz kriegerischer Gewalt zur Verteidigung der Nation wurden insofern für die eigenen Kultur als weniger bedrohlich angesehen als die bewaffnete Frau.

Waren in diesem Rahmen also die Geschlechtergrenzen durch die Institution selbst gesichert, so führt die heutige Erosion dieser Grenzziehung zu einem drohenden Statusverlust militärischer Männlichkeit innerhalb der militärischen Organisation selbst. Dabei geht es zentral um das Selbstverständnis der Institution, die sich unter dem Eindruck der Einbeziehung von Frauen mit einem Veränderungsdruck konfrontiert sieht. Er bezieht sich vor allem auf die bisherigen institutionellen Praktiken und kulturellen Rituale zur Herstellung hierarchischer Ordnungssysteme im Militär.

Die enge Verknüpfung von Militär und Männlichkeit führte zu einem starken Bedarf an Differenz und prägte die militärische Organisation, ihre Organisationskultur und kulturellen Praktiken nachhaltig.

Der Veränderungsdruck, dem sich das Militär ausgesetzt sieht, beruht nicht nur auf der Tatsache, dass nun auch Frauen einen „militärischen Job“ machen dürfen, sondern erklärt sich aus dem zunehmenden Druck auf die kulturellen Geschlechterkonstruktionen, die mit Militär verbunden sind.

Mit der öffentlichen Akzeptanz der Soldatin wird der Anteil von Frauen an militärischen Auseinandersetzungen anerkannt und sichtbar gemacht. Frauen waren immer in vielerlei Bezügen direkt und indirekt am Militär beteiligt. Auch ohne Waffen waren Frauen militarisiert und das nicht nur in Kriegszeiten. Je nach historischer Situation und nationalem Kontext wurden ihnen unterschiedlich anerkannte Aufgaben zugewiesen oder unterschiedliche Aspekte ihrer Tätigkeit betont. Zwar arbeitete die militärische In-

⁴ Zu den Staaten mit den größten Einsatzerfahrungen von Frauen zählen die Vereinigten Staaten von Amerika, Großbritannien, Kanada und Frankreich, in ihren Streitkräften existieren Restriktionen im Zugang zu Kampfeinheiten. Norwegen, Spanien, Belgien, Österreich, Schweden und Ungarn haben die Öffnung vollständig vollzogen, und Frauen können in allen Waffengattungen dienen. Nur Luxemburg schließt Frauen vollständig vom Militär aus. In der BRD wurde mit dem Jahre 2001 die Öffnung aller Verwendungen für Frauen erklärt. Auch in Staaten wie Schweden, der Schweiz und Österreich leisten Frauen als Freiwillige Dienst in den Streitkräften ebenso in den Ländern Mittel- und Osteuropas. Unterschiedliche nationale Konstruktionen des Verhältnisses von Frauen und Militär zeigen andere Beispiele; Frauen dienen in Algerien als Offizier und Unteroffizier auf freiwilliger Basis; in Israel sind Frauen über die Wehrpflicht oder im freiwilligen Militärdienst tätig.

stitution mit der symbolischen Ausgrenzung von Frauen nicht unbedingt mit der realen Ausgrenzung. Dies zeigt sich u.a. in der Unsichtbarmachung oder Herabsetzung des Anteils von Frauen für Fragen der Sicherheits- und Verteidigungspolitik oder in symbolischen Grenzziehungen des Militärs. So werden in einigen Ländern Funktionen, in denen Frauen verwendet werden, kurzerhand im militärischen Zusammenhang abgewertet. So z.B. in der US-Armee während des Einsatzes im Kosovo, wo Tätigkeiten als Nichtkampf eingestuft wurden, wenn sie von Frauen getan wurden.

Im Kriegsfall wurden Frauen immer ins Militär einbezogen – mit einem zum Teil ungeklärten militärischen Status.⁵ Auch wenn sie nicht in kämpfender Funktion waren, waren Frauen vom aktiven Kriegsgeschehen betroffen. Sie leisteten in Kriegs- und Friedenszeiten als Kämpferinnen, als Soldatinnen, als Militärpersonal, als Pflegerinnen, als Rüstungsarbeiterinnen, als patriotische Erzieherinnen, als Trümmerfrauen ihren Anteil; und nicht zuletzt waren sie immer wieder aufgefordert (und auch selbst bereit), zukünftige Soldaten zu gebären. Frauen waren keinesfalls inaktiv. Auf der symbolischen Ebene jedoch errangen Männer den Sieg oder verloren den Krieg. Diese Konstruktion sprach Frauen sowohl Teilhabe als auch Verantwortung für kriegerische und militärische Auseinandersetzungen ab.

Die Rede vom Schutz der „Frauen und Kinder“, wie es Enloe ironisch formuliert, gibt vor, dass das Militär Frauen vor den Unbilden des Krieges schützt und dass militärisch Kämpfende sich mit ihrem Leben für die anderen opfern. In der Realität werden Frauen mit der Schutzmetapher in eine spezifische Opferrolle als Frauen gebracht.

In den Kriegen im 20. Jahrhundert wurden vor allem Frauen und Kinder zu Opfern. Die Gewalt gegen die Zivilbevölkerung übertraf die Verluste unter den militärisch Kämpfenden.⁶ Damit wird auch die Unterscheidung von Front und Hinterland weitgehend hinfällig. Die Realität zeigt, dass eine Trennung in Zivilistinnen und Kämpfende unmöglich geworden ist und dass sich Unbewaffnete in einer schutzlosen Situation befinden. Besonders gefährdet sind nicht kämpfende Frauen. Auch widerspricht die Schutzmetapher der realen Lage von Frauen in Kriegsgebieten. Frauen repräsentieren den gemeinschaftlichen und sozialen Zusammenhang des Lebens. In dieser sozialen Funktion sind sie von sexueller Gewalt bedroht, die in Kriegen als funktionales Mittel benutzt wird. Insofern erweist sich Krieg als ein Gesellschaftszustand, in dem die kultu-

⁵ In der deutschen Wehrmacht waren im Zweiten Weltkrieg mehr als 450 000 Frauen tätig; in der damaligen UdSSR nahmen ca. 1 Mio. Frauen an den Frontauseinandersetzungen teil; im ehemaligen Jugoslawien nahmen am sog. Großen Weltkrieg 2 Mio. Frauen teil, ein Drittel dieser Frauen starb infolge von Kriegs- und Kampfhandlungen.

⁶ Im Zweiten Weltkrieg sind in der Sowjetunion 9 Mio. militärisch Kämpfende und 16 Mio. Zivilistinnen und Zivilisten getötet worden. Frauen, die Opfer von sexueller Gewalt wurden, werden nicht als Opfer von Kriegen anerkannt. Bei der Bombardierung Londons 1943 starben 13 339 Menschen. Im Juli 1943 starben in Hamburg bei Luftangriffen ca. 35 000 Menschen.

relle Konstruktion von männlicher „Verletzungsmacht“ und weiblicher „Verletzungsoffenheit“ als Geschlechtsunterschied schlechthin erfahren wird.⁷

Die Zerstörung der Konstruktionen, in denen Frauen als Opfer und passiv erscheinen, sind von grundlegender Bedeutung für die politische Kultur und die Geschlechterkultur. Sie stellen sowohl die hierarchische Anordnung des Geschlechterverhältnisses infrage als auch die Geschlechterkonstrukte im Militär. Die Folgen können kaum überschätzt werden. Bisher war den Frauen „militärische Enthaltbarkeit“ verordnet. Die Frage nach dem Verhältnis zum Militär wird nun zu einer Frage, die dem politisch-ethischen Beurteilungsvermögen jeder einzelnen Frau überantwortet wird. So wird ihre Entscheidung vielfach überhaupt erst gesellschaftlich sichtbar. Dies ermöglicht mehr staatsbürgerliche Autonomie und Verantwortung der Frauen und neue feministische und pazifistische Perspektiven. Judith Stiehm hat darauf aufmerksam gemacht, dass der „Gewinn“ des gleichberechtigten Zugangs von Frauen zum Militär nicht in dem tatsächlichen Gebrauch von militärischer und kriegerischer Gewalt liegt, sondern in einer veränderten Wahrnehmung einer gleichberechtigten Verantwortung für die Anwendung militärischer Gewalt.⁸ Mit dem Aufbrechen der dichotomischen Konstruktionen von „Beschützern“ und „Beschützten“ könnte somit die Konstruktion eines neuen Kollektivs von „Verteidigern“ an die Stelle der Konstruktion des exklusiv männlichen Militärs treten.⁹

Weitere wichtige Veränderung: neue Anforderungen durch Peacekeeping

Mit Peace Operations geht eine Erschütterung des Bildes vom militärischen Kämpfer als Kern der traditionellen militärischen Kultur einher. Soldatische Identität und Militärkultur sind von einer langen Tradition von Hierarchisierungen und Drill geprägt, die Frauenabwertung einschloss. Die Abwertung einer als schwach konstruierten Weiblichkeit wurde Teil militärischer Kultur.

Demgegenüber nun wurde „Schützen, Helfen, Retten“ zur militärischen Mission des 21. Jahrhunderts. Militär steht mit den internationalen Friedenseinsätzen vor einem grundsätzlich veränderten Auftrag. Nicht mehr Kampf und Sieg stehen im Mittelpunkt, sondern Konfliktprävention, Kriegsbeendigung und Friedenserhaltung.

Es zeigt sich, dass die institutionellen und nationalen Genderkonstruktionen das Auftreten und Handeln militärischer Akteure in Konfliktregionen zum Teil kontraproduktiv beeinflussen. Programme und Resolutionen des Sicherheitsrates, des Europäischen

⁷ Theresa Wobbe: Die Grenzen der Gemeinschaft und die Grenzen des Geschlechts, in: Theresa Wobbe und Gesa Lindemann (Hrsg.): Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede von Geschlecht, Frankfurt a.M.1994, S. 195.

⁸ Judith Stiehm: Arms and the Enlisted Women, Philadelphia 1989.

⁹ Auf die interessante Frage, welche neuen inhaltlichen Aspekte für die Friedenssicherung sich daraus ergeben könnten, kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Vgl. Cordula Reimann: Konfliktbearbeitung in Theorie und Praxis: Spielt Gender eine Rolle? AFB-Texte, 1/ 2000, Bonn 2000.

Parlaments und der UNO verlangen von allen Beteiligten in Konfliktsituationen, die herausragende Rolle von Frauen für den Wiederaufbau einer Nachkriegsgesellschaft in die eigene Arbeit mit einzubeziehen.

Die Wahrnehmung, Einschätzung und Interpretation von Konfliktszenarien, die Entwicklung von Konzepten der Konfliktbeilegung, die Wahrnehmung von Gender-Aspekten in militärischen Einsatzgebieten u.a.m. vollziehen sich jedoch noch weitgehend im konzeptionellen Rahmen der Männlichkeit des Militärs. Damit bekommen militärische Mittel und die Organisationskultur des Militärs selbst in der internationalen Politik ein erhebliches Gewicht. Sie schlagen sich auch nieder im Umgang von Peacekeepern mit der weiblichen Zivilbevölkerung und der Wahrnehmung geschlechtsspezifischer Problemlagen. Die bisherigen Erfahrungen gegenüber Zivilistinnen und der unbefriedigende Umgang mit der besonderen Situation von Frauen in Krisengebieten betonen die Bedeutung der geschlechterpolitischen Kultur der Akteure für Nachkriegsgesellschaften.

Ein Bericht des Europäischen Parlaments über die Beteiligung von Frauen an der friedlichen Beilegung von Konflikten kommt zum Ergebnis, dass das notwendige Bewusstsein innerhalb der Mitgliedsstaaten der EU für die Bedeutung der Geschlechterverhältnisse in Krisengebieten fehlt.

Ein zentrales Problem stellt in diesem Zusammenhang der Umgang mit sexueller Gewalt dar: Um effektive Präventivprogramme auszuarbeiten, wird von der EU die Erforschung der Entwicklung geschlechtsbezogener Gewalt bei und nach Konflikten gefordert, vor allem das Thema der männlichen Aggressivität in Streitkräften – insbesondere das Bandenverhalten von Männern –, aber auch die Gewaltbereitschaft im häuslichen Bereich nach einem Konflikt. Die Stationierung von Soldaten der Friedenstruppen ging in vielen Fällen mit Prostitution und sexueller Gewalt einher. Mit dem Eintreffen von UN-Friedenstruppen kam es zum raschen Anstieg der Kinderprostitution, von Vergewaltigungen sowie der Ausbreitung von HIV in sehr vielen Regionen.¹⁰ Trotz der Anforderungen der Vereinten Nationen an die Truppen entsendenden Staaten, Vorfälle sexueller Gewalt zu ahnden, gab es nur wenige Verurteilungen, lediglich Entlassungen aus verschiedenen Missionen. Vergewaltigungen werden zum Teil als unvermeidlich hingenommen und bagatellisiert. Die italienische Regierung unterbreitete in Reaktion auf den sexuellen Missbrauch von somalischen Frauen und Kindern den Vorschlag, dass Friedenstruppen von Untersuchungsrichtern und Menschenrechtsorganisationen begleitet werden sollten, um Fälle sexueller Gewalt und Ausbeutung zu verhindern.

Die vorhandenen Kodizes, nach denen UN-Mitglieder die lokale Bevölkerung nicht missbrauchen oder ausbeuten dürfen, wurden von manchen europäischen Militärs und auch von den Friedenstruppen ignoriert. Diese Verhaltenskodizes sind bisher unzureichend in nationalen Militärs in Vorschriften umgesetzt, auch ist die Sensibilisierung ge-

¹⁰ So in Somalia, Kambodscha, Mosambik und im ehemaligen Jugoslawien.

genüber der weiblichen Zivilbevölkerung und der Wahrnehmung geschlechtsspezifischer Problemlagen unterentwickelt.

In den politischen Diskursen in der Bundesrepublik zeigt sich, dass Gender-Konstrukte in den Legitimationen militärischen Handelns durchaus als zentral verortet werden. Militärische Einsätze bedürfen der Unterstützung oder zumindest Duldung der Zivilbevölkerung. In deren Rechtfertigung hat die „unterdrückte fremde Frau“ einen herausragenden Stellenwert bei unterschiedlichen politischen und weltanschaulichen Akteuren erhalten. Aufgabe der Politik ist es, diese Rhetorik in Vorgaben und Handlungen umzusetzen, die der Tatsache Rechnung tragen, dass sich die Bedeutung der eigenen Gender-Vorstellungen für organisatorisches Handeln erhöht hat.

Die Sozialwissenschaftlerin Dr. Christine Eifler ist Privatdozentin an der Universität Bremen. Zuletzt erschien von ihr (zusammen mit Ruth Seifert) das Buch Gender und Militär.

Literatur

- Abdela, L., Kosovo: Missed Opportunities, Lesson for the Future, London 2000
- Birckenbach, Hanne Magret: Geschlechterverhältnisse in der Konfliktprävention, in: Harders, Cilja / Roß, Bettina (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse in Krieg und Frieden, Perspektiven feministischer Analyse internationaler Beziehungen, Opladen 2002
- Blagojevic, Marina, Gender and Survival: Serbia in the 1990s, in: Peto, Andrea / Rasky Bela (eds.): Construction. Reconstruction. Women, Family and Politics in Central Europe, Budapest 1999
- Cockburn, Cynthia: The Post War Moment. Militaries, Masculinities and International Peacekeeping, London 2002
- Cockburn, Cynthia: The Space between Us. Negotiating Gender and National Identities in Conflict, London 1998
- Cockburn, Cynthia / Hubic, Meliha: Gender und Friedenstruppen: Die Perspektive bosnischer Frauenorganisationen, in: Harders, Cilja / Roß, Bettina (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse in Krieg und Frieden, Perspektiven feministischer Analyse internationaler Beziehungen, Opladen 2002
- Diekmann, Andreas: Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen, Reinbek bei Hamburg 1998
- Eifler, Christine: Nachkrieg und weibliche Verletzbarkeit. Zur Rolle von Kriegen für die Konstruktion von Geschlecht, in: Eifler, C. / Seifert, R. (Hrsg.): Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis, Münster 1999
- Eifler, Christine: Krieg – Gewalt – Geschlecht, in: Fröse, M. u.a. (Hrsg.): Krieg, Geschlecht und Traumatisierung. Erfahrungen und Reflexionen in der Arbeit mit traumatisierten Frauen in Kriegs- und Krisengebieten, Frankfurt 1999
- Eifler, Christine: Militär und Peacekeeping – eine tautologisches Verhältnis? in: *Femina Politica*, Nr.1, 2000
- Eifler, Christine: Bewaffnet und geschminkt: Die soziale Konstruktion der Soldatin in den USA und Russland, in: *L'Homme. Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, Wien. Nr. 2 / 2001
- Eifler, Christine: Eine leise Öffnung: Soldatinnen in der Bundeswehr, In: *Wissenschaft und Frieden*, Heft 2/2002
- Enloe, Cynthia : Maneuvres. The International Politics of Militarizing Women's Lives, Berkeley 2000
- EU-Bericht über die Beteiligung von Frauen an der friedlichen Beilegung von Konflikten (2000/2025 (INI)): Ausschuss für die Rechte der Frauen und Chancengleichheit, Berichterstatteerin Maj Britt Theorin
- Kümmel, Gerhard / Biehl, Heiko: Warum nicht? – Die ambivalente Sicht männlicher Soldaten auf die weitere Öffnung der Bundeswehr für Frauen, Strausberg 2001
- Lyonette-Richter, Eleonor: Gender, War & Justice, Bibliography 2002

- Seifert, Ruth: Genderdynamiken bei der Entstehung, dem Austrag und der Bearbeitung von kriegerischen Konflikten in: *Peripherie*. Zeitschrift für Politik und Ökonomie der Dritten Welt, Münster 2002
- Seifert, Ruth: Geschlechtsspezifische Gewalt und die kulturelle Konstruktion des Krieges, in: Gestrich, Andreas (Hrsg.): Gewalt im Krieg, Münster 1995
- Stiehm, Judith: Frauen im Peacekeeping, in: Eifler / Seifert (Hrsg.): Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis, Münster 1999

Programm der Fachtagung „Männlichkeit und Krieg“

Freitag, 7. November 2003

Begrüßung und Einstieg in das Thema:

Henning von Barga, Heinrich-Böll-Stiftung

Vorträge und Diskussion:

Der Krieg ist der Vater aller Dinge. Männer kriegen – keine Kinder

Von Willi Walter, Männer-, Geschlechter- und Gewaltforscher, Berlin

Militär und Geschlechterverhältnisse

Von Dr. Christine Eifler, Sozialwissenschaftlerin an der Universität Bremen

Als Junge im Bombenkrieg – Gespräch mit einem Zeitzeugen.

Das Denkmuster „Mann oder Opfer“ und seine Folgen.

Der Zeitzeuge Günter Hans Schmidt (Nürnberg) wird befragt von

Hans-Joachim Lenz, Sozialwissenschaftler, Autor, Eckenhaid/Nürnberg

Film: „Krieg ohne Ende“

Von Haifa Rosenbaum / Samira Fansa

Samstag, 8. November 2003

Parallele Foren und Workshops:

Forum 1: Männer und Frauen wie Täter und Opfer? Martin van Crefelds Analyse der Rolle der Geschlechter in Krieg und Militär

Mit Joachim Bell, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Bundestag, Berlin

Forum 2: Antipatriarchale Perspektiven gegen jeden Krieg und das strategische Schweigen

Mit Samira Fansa, Künstlerin, Transgenderaktivistin, Berlin

Workshop 1: Die heimliche Lust der Männer am verdeckten Krieg

Psychodrama-Workshop mit Jonni Brem, Männerberatung Wien, Ausbildungsleiter für forensische Therapie für das Justizministerium Wien

Workshop 2: Die allgemeine Vaterlosigkeit, insbesondere die deutsche und was sie mit der Gewalttätigkeit Jugendlicher in Deutschland zu tun hat

Mit Dr. Otto Felix Hanebutt, Pädagoge und Familientherapeut, Hamburg

„Welt-Café“: Auswertungs- und Abschlussrunde

Weitere Schriften zur Geschlechterdemokratie

Akteure des Wandels – Männer im Gender Mainstreaming

Dokumentation einer Fachtagung des Forum Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse und der Heinrich-Böll-Stiftung am 9./10. Juli 2004 in Berlin
Schriften zur Geschlechterdemokratie der Heinrich-Böll-Stiftung Nr. 9, Berlin 2004, 60 Seiten

Männer und Sex(ualität)

Dokumentation einer Tagung der Heinrich-Böll-Stiftung im Juni 2003 in Berlin; in Zusammenarbeit mit dem Forum Männer
Schriften zur Geschlechterdemokratie Nr. 8, Berlin, 2003, 64 Seiten

Konflikt und Geschlecht

Dokumentation einer Tagung der Heinrich-Böll-Stiftung am 15./16. November 2002 in Berlin; in Zusammenarbeit mit dem Forum Männer
Schriften zur Geschlechterdemokratie Nr. 7, Berlin 2003, 60 Seiten

Mann oder Opfer?

Dokumentation einer Tagung der Heinrich-Böll-Stiftung mit dem „Forum Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse“
Schriften zur Geschlechterdemokratie der Heinrich-Böll-Stiftung Nr. 4, Berlin 2002, 170 Seiten, zahlreiche Abbildungen

Außer der Reihe:

Wege zu Genderkompetenz

Gender-Mainstreaming mit Gender-Training umsetzen

Von Angelika Blickhäuser und Henning von Barga

Hrsg. von der Heinrich-Böll-Stiftung,

Berlin, Dezember 2003, zahlreiche Abbildungen, 52 Seiten

Die angeführten Publikationen sind kostenfrei gegen Einsendung eines adressierten und frankierten DIN-A4-Briefumschlages bei der Heinrich-Böll-Stiftung erhältlich!

Gender und Militär

Ob als einfacher Rekrut oder als Offizier – in vielen Ländern sind Frauen seit vielen Jahren selbstverständlicher Teil des Militärs. Ihr Eindringen in die klassische Männerdomäne hat in fast allen Armeen zu Unruhe und energischen Widerständen geführt. Die Anwesenheit von Frauen erschüttert nicht nur den militärischen Alltag, sondern auch das männliche Selbstverständnis. Über Ursachen, Hintergründe und Folgen dieser Prozesse informiert dieses Buch anhand der Erfahrungen von Frauen in so unterschiedlichen Armeen wie in Deutschland, den USA, in Israel, China, Japan und in Russland. Die Probleme, die dabei von den internationalen Autorinnen erörtert werden, betreffen u.a. die Integration – dazu gehören die Zweifel an der Eignung von Frauen, die gesellschaftliche Akzeptanz weiblicher Soldaten sowie die Frage, ob Männer und Frauen im besonderen Handlungsraum „Militär“ kombiniert werden können; darüber hinaus geht es um die kulturelle und symbolische Bedeutung weiblicher Soldaten. Schließlich werden politische Zusammenhänge angesprochen: Was bedeutet es für die politische Konstruktion der Geschlechterverhältnisse, für Vorstellungen von Demokratie und Gleichheit, wenn Frauen in die Streitkräfte aufgenommen werden?

Mit Beiträgen u.a. von Francine d'Amico, Edna Levy, Brian Reed, Orna Sasson-Levy und Maria Szabo.

Ruth Seifert, Christine Eifler und die Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.):

Gender und Militär. Internationale Erfahrungen und Probleme

Ulrike Helmer Verlag

1. Auflage, Königstein 2003, 316 Seiten

Preis: €24,95

ISBN 3-89741-131-8

Das Buch ist im Handel erhältlich sowie bei der Heinrich-Böll-Stiftung, Hackesche Höfe, Rosenthaler Str. 40/41, 10178 Berlin, Tel. 030-285340, Fax 28534109, E-mail info@boell.de, Internet: www.boell.de